# Schleiermacher's Bildungsgang.

# Schleiermacher's

# Bildungsgang.

Ein biographischer Versuch

von

**Richard Frh. von Kittlitz,**

Dr. phil.



**Leipzig,**

Verlag von Wilhelm Engelmann.

1867.

# Vorwort.

Anknüpfend an den neuerdings von den Hinterbliebenen Schleiermacher's veröffentlichten reichen Briefwechsel machen die nachfolgenden anspruchslosen Blätter den Versuch, den geistigen Entwickelungsgang des großen Theologen bis zu dessen Meisterjahren (1768—1804) in der Art darzustellen, daß dabei vorzugsweise das Interesse gebildeter Laien Berücksichtigung finde. Eine vollständige Lebensbeschreibung Schleiermacher's nach einem umfassenderen Maßstabe und unter gründlicher Darlegung seiner eminenten wissenschaftlichen Bedeutung wird ohne Zweifel das Jahr 1868, als das Säcularjahr seiner Geburt, von der Hand eines Berufeneren bringen und damit eine von Vielen schmerzlich empfundene Lücke unserer sonst so reichen biographischen Literatur endlich ausfüllen.

Liegnitz, den 22. März 1867.

**Frhr. von Kittlitz.**

# Inhalt.

# Einleitung.

Es scheint ein Gesetz der Geschichte zu sein, daß bedeutende Menschen erst nach ihrem Scheiden von der Erde, Jahrzehnte, manchmal Jahrhunderte später, nach ihrem wahren Werthe gewürdigt werden. Wie überhaupt in der Ferne Alles reiner und durchsichtiger erscheint, was in der Nähe uns so leicht verwirrt, so sind die unmittelbaren Zeitgenossen eines großen Mannes in der Regel am wenigsten eines unbefangenen und richtigen Urtheils fähig; es folgt aber dann ein anderes Geschlecht, dem es vorbehalten ist, den eigensten Sinn und das Streben desselben unabhängig von den etwaigen äußeren Erfolgen zu erfassen und den kommenden Zeiten den festen Typus einer geschichtlichen Persönlichkeit zu überliefern. Dies ist das zweite Leben ausgezeichneter Geister, ihr geschichtliches Leben und Wirken in der Menschheit, „wenn sie dem irdischen Streite entrückt ungehemmt und immer gleich auf die fernen Geschlechter der Menschen wirken nach dem Maaße der Empfänglichkeit eines Jeden."

In dieses Stadium scheint die Wirksamkeit Friedrich Schleiermachers jetzt eingetreten.

Nachdem er bei Lebzeiten viel geliebt und viel angefeindet, dann eine Zeit lang von maßloser Bewunderung seiner Verehrer überschwänglich erhoben worden war, trat ein Rückschlag ein. Sein Name wurde in die Wirren und beschränkten Gesichtspunkte der theologischen Streitigkeiten herabgezogen, und mit großem Eifer die Meinung verbreitet, daß das gegenwärtige Geschlecht, in Erkenntniß und Frömmigkeit weit über ihn hinausgeschritten, von ihm nichts mehr zu lernen habe. So schwankte, von der Parteien Haß und Gunst verwirrt, sein Charakterbild, bis der geschärftere historische Blick unserer Tage in ihm eine der geistigen Säulen unserer Cultur erkannte, an welcher blinder Fanatismus vergeblich rütteln wird. Seitdem scheint das fast erkaltete Interesse für den größten Theologen des Jahrhunderts neu belebt und das Gefühl hoher Achtung und Liebe zurückgekehrt, „wie es der edlere Mensch stets gegen seine geistigen Väter und Lehrer empfindet, mag er auch in späteren Jahren in der Schule des Lebens und des Geistes sich noch so weit von ihrem Ausgangspunkte entfernen.“

Zu diesem erfreulichen Ergebniß haben ohne Zweifel die vor Kurzem der Oeffentlichkeit übergebenen Briefe Schleiermachers wesentlich beigetragen, welche die sittliche Größe des Mannes gegenüber den mannichfachsten und schwierigsten Aufgaben in Staat, Kirche, Wissenschaft und Familie im glänzendsten Lichte erscheinen lassen. —

So dürfte es denn kein ganz überflüssiges Unternehmen

sein, sein Lebensbild in kleinem Rahmen für das Laienbedürfniß zu zeichnen, damit der noch immer viel zu wenig gekannte christliche Denker auch in weiteren Kreisen mehr und mehr in seiner tiefsten Bedeutung für Gegenwart und Zukunft begriffen werde. Dazu aber scheint es zweckmäßig, gerade die Regungen und Aeußerungen des jugendlichen Geistes gegenüber den Erlebnissen und Zeitströmungen zu verfolgen, um wo möglich aus der Wechselwirkung zwischen seiner ursprünglichen Anlage und den Einwirkungen der Außenwelt die Genesis seines Charakters zu erklären. Allerdings wird diese an wechselvollen äußeren Ereignissen nicht eben reiche Lebensperiode der Entwickelung Schleiermachers keineswegs wie bei manchem andern Heros ein buntes und farbenreiches Bild bieten; wer aber an der inneren Bildungsgeschichte eines bedeutenden Menschen ein psychologisches Interesse nimmt — und auf solche Leser ist gerechnet — wird auch diesen an sich sehr einfachen und wenig glänzenden Lebensverhältnissen des Knaben und des zum Manne reifenden Jünglings freundliche Theilnahme nicht versagen.

---

# Erster Abschnitt.

# Jugendleben 1768—1796.

## 1. Kinderjahre.

Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher wurde am 21. November 1768 in Breslau geboren. Das Geburtshaus auf der alten Taschenstraße entbehrt leider noch bis heute jedes Erinnerungszeichens, obschon bereits vor Jahren die Stadt Breslau an diese Ehrenschuld, welche sie einem ihrer größten Söhne abzutragen hat, von sehr beachtenswerther Seite gemahnt worden ist.*) Vielleicht wird bei der demnächstigen Säcularfeier seiner Geburt das Versäumte endlich nachgeholt und die geweihte Stätte mit einer Marmortafel und bezüglicher Inschrift geschmückt.

Die Reihe der väterlichen Ahnen läßt sich bis auf Heinrich Schleiermacher verfolgen, dessen Sohn Daniel

*) W. Gaß, Schleiermachers Briefwechsel mit J. Chr. Gaß. Vorr. S. XVII. 2.

(geb. 1695) durch seine Verwickelung in die chiliastischen Verirrungen der sogenannten Eller'schen oder Ronsdorfer Rotte bekannt geworden ist. *) Ihm wurde am 5. Mai 1726 ein Sohn, Gottlieb, geboren, der Vater unseres Schleiermacher, der ebenfalls den Predigerberuf erwählte und im Jahre 1760 auf Vorschlag des Magdeburger Consistorialrath Küster eine Anstellung bei den schlesischen Regimentern Friedrich des Großen fand. Nicht lange nach dem Hubertsburger Frieden verband er sich mit der jüngeren Tochter des reformirten Hofpredigers in Berlin, Timotheus Stubenrauch, und verlegte seinen Wohnsitz nach Breslau, von wo aus er in wiederholten Amtsreisen seine zerstreuten Militärgemeinden zu besuchen pflegte. Bei der dadurch bedingten häufigen dienstlichen Abwesenheit fiel die Erziehung Friedrichs in seinen Kinderjahren vorzugsweise der Mutter zu. Auch sie hatte, wie der Vater, eine eigenthümliche religiöse Familientradition, indem sie von Salzburger Emigranten abstammte, die ihren französischen Namen: „Capignon" in den deutschen: „Stubenrauch" verwandelt hatten. Was ihren persönlichen Charakter anbetrifft, so erscheint sie in den jetzt veröffentlichten Briefen an ihren Bruder, der damals Professor der Theologie in Halle war, und an die Kinder als eine liebevolle,

*) In dem Buche Jung-Stilling's: „Theobald oder die Schwärmer", in welchem die Geschichte dieser Zionsgemeinde unter fingirtem Namen, aber historisch treu erzählt ist, erscheint er als Pastor Darius in nicht unehrenhaftem Lichte und durchaus unbetheiligt an den Ausschweifungen der Secte. Vgl.: Aus Schl. Leben. In Briefen. I. S. 68. Hagenbach, Kirchengesch. des 18. und 19. Jahrh. I. S. 162.

verständige Frau von lebendiger Frömmigkeit. Obwohl selbst heftigen Temperaments, verstand sie es doch nach dem Urtheil des Sohnes in dessen Autobiographie (welche er als sechsundzwanzigjähriger Jüngling im April 1794 auf amtliche Veranlassung geschrieben, und die über die früheste Periode seines Lebens erwünschte Aufschlüsse giebt) seiner eignen Heftigkeit eine planmäßige Gleichmüthigkeit und einleuchtende Gerechtigkeit entgegenzusetzen. Wenn sie bei den Kindern Fehler wahrnahm, welche auf die künftige Lebenszeit schlimmen Einfluß befürchten ließen, so strafte sie streng und unnachsichtlich, wußte aber auch mit Sanftmuth und herzlichem Gebete aufkeimender Herrschsucht und Unverträglichkeit der Geschwister entgegenzuarbeiten. Der Unterricht lag zeitweise ganz in ihrer Hand und wurde mit richtigem pädagogischem Tacte geleitet. So lehrte sie z. B. den Sohn schon sehr früh, durchaus nichts ohne Verstand zu lesen, sondern sich stets von dem Gelesenen klare Rechenschaft zu geben.

An der Seite dieser verständigen und frommen Mutter und in Gesellschaft von drei Geschwistern, zwei Schwestern und einem Bruder, wuchs der junge Schleiermacher auf. Die jüngere Schwester ist früh gestorben, der älteren Charlotte, welche den größten Theil ihres Lebens als ledige Schwester in der Brüdergemeinde zu Gnadenfrei zugebracht und mit dem Bruder in lebendigem brieflichen Verkehr gestanden hat, werden wir zu begegnen noch Gelegenheit haben. Der Bruder Karl, einige Jahre jünger als Friedrich und ihm sehr unähnlich — „Fritz ist ganz Geist, und Karl ganz Körper“ schreibt die Mutter 1780 an ihren Bruder in

Halle — hat bis auf eine kurze Zeit, wo sie in Berlin vereinigt waren, meist getrennt von ihm gelebt und ist in den frühen Mannesjahren als Apotheker in Schmiedeberg in Schlesien gestorben. — Im Alter von fünf Jahren wurde Fritz Schleiermacher der unter der Direction des Hofpredigers Heinz stehenden Friedrichsschule in Breslau übergeben und durchlief bei seinem guten Gedächtniß und rascher Auffassung mit ziemlicher Schnelligkeit die unteren Klassen. Und da er wegen dieser Fortschritte sehr früh in den Ruf eines guten Kopfes kam und eine Menge größerer und älterer Knaben überflügelte, fing er an, eitel und stolz auf seine besonderen Gaben zu werden. Aber die ernsten und verständigen Vorstellungen der Mutter, die auf Gott als den alleinigen Geber alles Guten hinwiesen, so wie die bald gemachte eigene Erfahrung von seiner großen Unwissenheit in Dingen des alltäglichen Lebens, wovon er Jedem um sich her ein Wissen zutraute und von seinem Unvermögen, in den Gedankengehalt eines lateinischen Klassikers einzudringen, beugten bald seinen Stolz und ließen ihm seine Fähigkeiten als außerordentlich gering erscheinen. Als Friedrich im zehnten Lebensjahre stand, siedelte seine Familie nach Pleß in Oberschlesien über, wo der menschenfreundliche Fürst Friedrich von Anhalt-Köthen 64 evangelischen Familien, welche vor den Bedrückungen katholischer Gutsherren und Geistlichen aus den polnischen und mährischen Grenzorten geflohen waren, Wald und Sumpf zur Ausreutung übergeben und in der nahe gelegenen Colonie Anhalt bescheidene Wohnsitze angewiesen hatte.

Dort nahm nach Beendigung des sogenannten bairischen

Erbfolgekrieges Schleiermachers Vater seinen Wohnsitz und verwaltete neben seinen andern Geschäften als Feldprediger das geistliche Amt an den Emigranten. Den Sohn behielt er bis zu dessen zwölftem Jahre bei sich auf dem Lande und widmete ihm die freilich knapp zugemessene Zeit, welche das doppelte Amt ihm übrig ließ. Dann wurde Friedrich, weil doch der Unterricht zu sehr der nothwendigen Regelmäßigkeit entbehrte, in eine städtische Pension nach Pleß gegeben (1781—1783), wo er den anregenden Unterricht eines philologisch gebildeten Lehrers genoß, der, ein Schüler Ernesti's, ihm die Sprachkenntnisse wieder lieb machte und durch Erzählung von den großen Männern des Alterthums seinen schon erkalteten Eifer für Geschichte neu belebte. Hier war es, wo der Knabe auf den abenteuerlichen Gedanken verfiel, daß alle alten Schriftsteller und mit ihnen die ganze alte Geschichte untergeschoben wären. „Andere Gründe, sagt er selbst, hatte ich nicht dafür, als die, daß ich keine Zeugnisse für ihre Echtheit wußte und daß mir Alles, was ich davon wußte, romanhaft und unzusammenhängend vorkam. Der Ruf eines guten Kopfes, in dem ich noch immer stand und den ich durch die Entdeckung meiner, wie ich glaubte, ganz ausschließlich großen Unwissenheit und Unfähigkeit nicht zerstören wollte, hatte eine Verschlossenheit in mir hervorgebracht, welche Schuld war, daß ich auch diesen sonderbaren Gedanken, der mich sehr quälte, für mich behielt und bloß von dem, was ich mit der Zeit von selbst entdecken würde, die Bestätigung oder Widerlegung desselben abzuwarten beschloß.“ Und wenn es wahr ist, was der Dichter sagt, daß hoher Sinn sich oft in kindischem Spiele

birgt, dürfte man versucht sein, in diesem allerdings kindischen Einfalle des dreizehnjährigen Knaben den künftigen Kritiker prädestinirt zu finden, der nichts auf bloße Autorität, sondern Alles erst nach wohlerwogener Prüfung annehmen will.

Inzwischen hatten die Eltern auf einer Reise die Erziehungsanstalten der Brüdergemeinde zu Niesky kennen gelernt, und da der Vater aus einem früheren Aufenthalte in Gnadenfrei, wohin ihn die Truppenzüge während des letzten Krieges geführt, nach einer Zeit des religiösen Indifferentismus, die wieder als natürliche Reaction der schwärmerischen Aufregung in Ronsdorf gefolgt zu sein scheint, eine lebhafte Vorliebe für das Herrnhutische Wesen gewonnen und auf seine Frau übertragen hatte, und da Beide in der abgeschiedenen Stille der Gemeinde das sicherste Schutzmittel gegen die jugendlichen Herzen in den gewöhnlichen großen Schulen drohenden sittlichen Gefahren zu finden meinten, hatten sie beschlossen, Alles zu thun, um wo möglich beide Söhne in diese sicheren Freistätten zu bringen. In Gnadenfrei, wo die ältere Schwester Charlotte bereits Aufnahme gefunden hatte, wartete die Familie einige Wochen auf die vom Loose abhängig gemachte Entscheidung der Direction zu Niesky. In diese Zeit fällt nach Schleiermachers eigenem Geständniß die erste Regung seines inneren Lebens. Hier sei ihm zuerst das Bewußtsein von dem Verhältniß des Menschen zu einer höheren Welt aufgegangen und hier habe sich zuerst die mystische Anlage entwickelt, die ihm so wesentlich sei und die ihn unter allen Stürmen des Skepticismus gerettet und

erhalten habe.*) Demnach trat er mit dem günstigsten Vorurtheile in das Pädagogium zu Niesky am 23. März 1783 ein und hoffte hier von den religiösen Zweifeln in der eignen Seele, die schon dem Knaben schlaflose Nächte bereitet hatten, z. B. über die Natur des stellvertretenden Leidens Christi u. a. völlige Befreiung und recht innigen Antheil an dem tiefen Frieden, welchen er besonders an den schönen Osterfesten überall in der Gemeinde wahrzunehmen glaubte. Ein großer Schmerz traf ihn wenige Monate nach seiner Aufnahme: er verlor die geliebte fromme Mutter, welche nach dem schönen Zeugniß des Vaters**) die Seelen ihrer Kinder liebte, um ihr ewiges Heil besorgt war und in Gottes Hand für dieselben ein gesegnetes Werkzeug wurde, daß sie den Verführungen der argen Welt entrissen und in den sicheren Hafen der Gemeinde gebracht wurden. Unter den damaligen Lehrern des Pädagogium hebt Schleiermacher in seinem Lebenslauf einen, Namens Hilmer, hervor, der wahrhaft philosophischen Geist und vorzügliches pädagogisches Talent besessen und besonders den Vortrag der Geschichte und das Studium der lateinischen Sprache auf eine meisterhafte Art zu behandeln verstanden habe. Neben ihm erwähnt er in den Briefen hier und da den alten Zembsch, einen im Dienste der Brüdergemeinde ergrauten Schulmann von großer Pflichttreue und unnachsichtlicher Strenge und nicht ohne den hellen und freien Blick, der so oft den Herrnhutischen Pädagogen fehlt.***)

---

*) Briefw. I. S. 308. **) Briefw. II. S. 33.
***) Briefw. II. S. 225.

Besonders anregend aber war für den jungen S. der freundschaftliche Umgang mit dem wenige Monate jüngeren Johann Baptista von Albertini (geb. 17. Febr. 1769), dem nachmaligen Bischof der Brüdergemeinde.

„Aus einer Quelle, sagt S. in der mehrfach angezogenen Lebensbeschreibung, flossen unsere Freuden und Leiden; wir dachten, wir empfanden, wir studirten zusammen, und ich weiß, daß wir noch jetzt unter dem Namen von Orestes und Pylades dort zusammen genannt werden. Unsere literarischen Unternehmungen waren kolossalisch und abenteuerlich, aber, obgleich sie nicht nach Verhältniß ihrer Mühsamkeit und unseres Zeitaufwandes nutzen konnten, so waren sie doch nicht fruchtlos. Mit etwas Wenigem von Sprachkenntniß und übrigens nur mit Hederich's Lexicon und der Merk'schen Grammatik ausgerüstet, warfen wir uns auf die griechischen Dichter und verschlangen mit einer verhältnißmäßig sehr großen Rapidität den Homer, Hesiodus, Theokrit, Sophokles, Euripides und Pindar. Daß wir Vieles nicht verstanden, machte uns nicht irre; wir wußten wohl, daß es mancherlei Hilfskenntnisse geben mußte, die uns fehlten, aber wir hatten genug an dem, was wir verstanden und hofften auch uns selbst immer mehr Licht zu verschaffen. Eine Lection über die griechischen Alterthümer hatten wir nie gehört, aber wir machten selbst nach und nach allerlei Entdeckungen und schrieben mit großem Triumph Abhandlungen, strotzend von Citaten, die nichts enthielten, als was die ganze Welt wußte. Noch lächerlicher war eine mit Danz's Grammatik und Stock's Lexicon ohne alle hier so unumgänglich nothwendigen Vor-

kenntnisse unternommene Lectüre des Alten Testamentes, wo wir doch nicht eher, als in den Finsternissen des Ezechiel stecken blieben; aber auch hierdurch erhielten wir, freilich mit einem übermäßigen Aufwand, aber auch mit desto mehr Genuß allerlei Notizen, die wir sonst in unserer Lage nicht würden erlangt haben."

Mit diesem Herzensfreunde wanderte Schleiermacher im August 1785 auf das Seminarium zu Barby, der damaligen Universität der Herrnhuter.*) Und hier war es, wo ein innerer Kampf in dem strebsamen Jünglinge entbrennen sollte, der zum Wendepunkte seines Lebens wurde; ein Kampf, der bei dem Ernst und der Tiefe des ringenden Gemüthes das lebendigste Interesse Aller in Anspruch nehmen muß, die überhaupt an dem höheren Leben der Menschheit irgendwie Antheil nehmen. Hatte S. bis dahin einen starken, schwärmerischen Anflug gehabt und sein religiöses Leben sich ganz in dem Gefühls- und Vorstellungskreise der Brüdergemeinde bewegt, so sollte jetzt „die eingeborne Skepsis die immer unerträglicher werdenden Fesseln der Herrnhutischen Anstalt mit der dem Salzburger Geschlechte innewohnenden eigenthümlichen Energie für alle Zeiten zersprengen." Nur eine kurze Weile freute er sich mit gleichgesinnten Freunden — außer Albertini besonders ein Engländer Okely, der später in jungen Jahren bei'm Baden ertrank, und zwei Schweizer: Beyer und Jäslin — der größeren äußeren Freiheit, die sie hier genossen; auf die Länge konnte

*) Das Seminar wurde später nach Niesky verlegt und 1830 nach Gnadenfrei bei Kosel.

es sich ihm nicht verbergen, daß ein tiefer innerer Bruch zwischen seinem Denken und dem Glauben der Brüder eingetreten sei, der sich früher oder später offenbaren und zur Scheidung führen müsse. Wohl mochte ihm das Herz bei einem Blick auf seine Zukunft erbeben. Daß er bei diesem Zerfall mit der Herrnhutischen Denkweise jemals Vorsteher einer Gemeinde werden könne, war gar nicht abzusehen; die Ausbildung aber zum bloßen Lehrer der Wissenschaften für die Erziehungsanstalten der Brüder schien ihm darum kein wünschenswerthes Ziel, weil er hierbei keine rechte auf das Leben vorbereitende, der Mühe lohnende Anwendung des erworbenen Wissens sah. Aber so trübselig und dunkel auch seine Zukunft erschien, wenn er an die Nothwendigkeit des Austritts aus dem Seminar und der Gemeinde dachte, so war Schleiermacher doch eine viel zu wahrheitsliebende und gewissenhafte Natur, als daß er einen solchen Zustand der Ungenüge und des inneren Widerspruchs aus irgend welcher wenn noch so zwingenden äußeren Rücksicht hätte lange ertragen können. „Der Knoten des psychologischen Drama's, sagt er selbst, war so fest geschürzt als möglich, er mußte anfangen, sich zu lösen und konnte sich nicht anders lösen, als wie es unsern innern Verhältnissen gemäß war." Nachdem er einmal in redlicher Selbstprüfung erkannt, daß seine Bedenken nicht etwa Einflüsterungen weltlichen und ungöttlichen Sinnes seien oder irgendwie einer unlauteren Quelle des Hochmuthes und der Eitelkeit entstammten, entschloß er sich, zunächst seinen Lehrern über seinen inneren Zustand Eröffnungen zu machen. Wir begreifen die Tiefe und Schwere des Kampfes, den hier ein achtzehnjähriger

Jüngling kämpfte, der sich bis dahin mit ganzer Seele den in der Gemeinde herrschenden Anschauungen und Lebensformen ergeben hatte und als er an ihrer Wahrheit irre geworden, die gewaltigsten selbstquälerischen Anstrengungen machte, jene übernatürlichen Gefühle von Sünde und Gnade hervorzurufen, die als unerläßliche Vorbedingung zeitlichen und ewigen Heiles galten und von deren Wirklichkeit außer ihm ihn jeder Vortrag und jeder Gesang überzeugte, die aber vor ihm grade wie ein unerreichbarer Schatten zu fliehen schienen. Ja, gewiß sind wir dieser starken Seele großen Dank schuldig, daß er es nicht machte, wie so Viele, „die entweder weichlich den Funken der Wahrheit in sich ersticken und sich wider ihre besseren Regungen in die Sclaverei der Autorität und Gewohnheit verkaufen oder auch störrig jegliche Beschäftigung mit göttlichen Dingen abschwören.“ Und was thun seine Lehrer? Es waren nicht Männer der Art, wie diese großen kritischen Tage kurz vor dem Ausbruche der französischen Revolution, wie sie dieser Seminarist von schärfstem Verstande erforderte. Nicht Einer läßt sich auf Widerlegung der Zweifel des Jünglings ein, sie verbieten ihm sogar, mit seinen Freunden darüber zu disputiren und suchen dieselben seinem gefährlichen Einflusse zu entziehen. Und als alle möglichen Mittel, ihn umzustimmen und zu bekehren, Versprechungen und Drohungen vergeblich versucht waren (selbst Albertini, der später seinen Frieden mit der Gemeinde schloß, gesteht, daß Schleiermacher im Seminar unedel behandelt worden, vgl. Briefw. III, S. 23.) nöthigen sie ihn zum Austritt. Und so steht ihm das Schwerste bevor, seinem zärtlich geliebten Vater mit dem

klaren Bewußtsein, daß er ihm unendlich wehe thue, von seinem Herzenszustande und den äußeren Folgen seines Zerfalles mit der Anstalt Kunde zu geben. Es kommt zu einem höchst interessanten, herzbewegenden und erschütternden Briefwechsel zwischen Vater und Sohn, von dem der erste Herausgeber desselben mit Recht sagt*): „Es ist, als ob zwei Zeitalter hier mit einander im Streite lägen und im innersten Heiligthum der Familie, Herz gegen Herz, sich eine Schlacht lieferten. Der Gefühlsglaube und die Verstandes-Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts treffen in scheinbar unversöhnlichen Gegensätzen aufeinander; dort die innere Erfahrung eines religiösen Gemüthes, hier die unerbittlichen Ansprüche eines nach Erkenntniß dürstenden Geistes — ein Zwiespalt also in den unvertilgbaren Elementen der menschlichen Natur, der wieder überwunden und versöhnt werden muß, wenn nicht ein unheilbarer Riß im persönlichen, wie im Gemeinschafts-Leben entstehen soll." Bei der großen Bedeutung dieses für das Leben unseres Helden epochemachenden Momentes dürfte es gerechtfertigt erscheinen, wenn wir die beiden Briefe von Vater und Sohn im Wesentlichen unverkürzt mittheilen. Am 21. Januar 1787 schreibt von Barby aus Friedrich an seinen Vater:**) „Zärtlichst geliebter Vater! Zwar spät, aber darum doch nicht minder aufrichtig, nicht minder feurig kommt diesmal mein Glückwunsch zum neuen Jahre. Je älter man wird, bester Vater, je mehr man dem

---

*) Gelzer in den Prot. Mon. Bl. 1855. II. S. 35.

**) Briefw. I. S. 44 folgd.

Lauf der Dinge auf der Welt zusieht, desto mehr wird man überzeugt, daß man aus Furcht, was Böses zu wünschen, lieber nichts von alle dem wünschen soll, was man insgemein sich und Andern zu wünschen pflegt; Alles ist unter den Umständen Glück, unter andern Unglück, aber Ruhe und Gelassenheit des Herzens unter allen Umständen, das ist es, was ich Ihnen wünsche, und — was kann einem Vater wohl lieber sein, als das — Freude zu erleben an Ihren Kindern. Je mehr ich Ihnen dieses als Ihr Sohn aus vollem kindlichen Herzen wünsche, desto mehr Ueberwindung kostet es mich, desto mehr greift es das Innerste meiner Seele an, daß ich Ihnen jetzt gleich etwas melden soll, was Ihre Hoffnung auf die Erfüllung dieses Wunsches so sehr wankend machen muß. Ich gestand Ihnen in meinem letzten Briefe meine Unzufriedenheit über meine eingeschränkte Lage, ich sagte Ihnen, wie leicht sie Religionszweifel, die bei jungen Leuten zu unsern Zeiten so leicht entstehen, befördern könne und suchte Sie dadurch auf die Nachricht vorzubereiten, daß dieser Fall bei mir eingetreten sei, aber ich erreichte meinen Zweck nicht. Sie glaubten mich durch Ihre Antwort beruhigt, und ich schwieg unverantwortlicher Weise sechs ganze Monate, weil ich es nicht über's Herz bringen konnte, Sie aus diesem Irrthum zu reißen. Der Glaube ist ein Regale der Gottheit, schrieben Sie mir. Ach, bester Vater, wenn Sie glauben, daß ohne diesen Glauben keine Seligkeit in jenem, keine Ruhe in diesem Leben ist, und das glauben Sie ja, o, so bitten Sie Gott, daß er mir ihn schenke, denn für mich ist er jetzt verloren. Ich kann nicht glauben, daß der ewige wahre

Gott war, der sich selbst nur den Menschensohn nannte, ich kann nicht glauben, daß sein Tod eine stellvertretende Versöhnung war, weil er es selbst nie ausdrücklich gesagt hat und weil ich nicht glauben kann, daß sie nöthig gewesen; denn Gott kann die Menschen, die er offenbar nicht zur Vollkommenheit, sondern nur zum Streben nach derselben geschaffen hat, unmöglich darum ewig strafen wollen, weil sie nicht vollkommen geworden sind. Ach, bester Vater, der tiefe durchdringende Schmerz, den ich beim Schreiben dieses Briefes empfinde, hindert mich, Ihnen die Geschichte meiner Seele in Absicht auf meine Meinungen und alle meine starken Gründe für dieselben umständlich zu erzählen, aber ich bitte Sie inständig, halten Sie sie nicht für vorübergehende, nicht tief gewurzelte Gedanken, fast ein Jahr lang haften sie bei mir, und ein langes angestrengtes Nachdenken hat mich dazu bestimmt. Ich bitte Sie, enthalten Sie mir Ihre stärksten Gründe zur Widerlegung derselben nicht vor, aber aufrichtig zu gestehen, glaube ich nicht, daß Sie mich jetzt überzeugen werden; denn ich stehe fest darauf".

„So ist sie denn heraus, diese Nachricht, die Sie so sehr erschrecken muß. Denken Sie Sich ganz in meine Seele hinein bei meiner — ich kann mir mit gutem Gewissen das Zeugniß geben und ich weiß, Sie sind selbst davon überzeugt — bei meiner sehr großen, zärtlichen, kindlichen Liebe zu einem so guten Vater, wie Sie; dem ich Alles zu danken habe und der mich so herzlich liebt, vielleicht können Sie Sich einigermaßen vorstellen, was mich diese Zeilen gekostet haben. Sie sind nun geschrieben mit zitternder Hand und mit Thränen, aber ich würde

sie auch jetzt noch nicht fortschicken, wenn mich nicht meine Vorgesetzten dazu veranlaßt und mir gewissermaßen aufgetragen hätten, es Ihnen zu schreiben. Trösten Sie Sich, liebster Vater, ich weiß, Sie sind lange in der Lage gewesen, in der ich bin. Zweifel stürmten ehemals ebenso auf Sie los, als jetzt auf mich, und doch sind Sie noch der geworden, der Sie jetzt sind, denken Sie, hoffen Sie, glauben Sie, daß es mir eben so gehen kann, und seien Sie versichert, daß ich mich, so lange ich auch nicht mit Ihnen eines Glaubens bin, doch immer befleißigen werde, ein rechtschaffener und nützlicher Mensch zu werden, und das ist doch die Hauptsache."

Dann bittet er dem Vater, ihm zu gestatten, daß er auf zwei Jahre nach Halle gehe, um aus dem Grunde Theologie zu studiren, wohin doch einmal seine Neigung gerichtet sei und schließt mit den Worten: „Mit Wehmuth küsse ich Ihnen, bester Vater, die Hände und bitte Sie, Alles von der besten Seite anzusehen und reiflich zu überlegen und mir noch fernerhin, so sehr es Ihnen möglich ist, Ihre väterliche mir unschätzbare Liebe zu schenken als Ihrem bekümmerten, Sie innig verehrenden Sohn." Nach vierzehn Tagen bricht des Vaters im Glauben befestigtes Herz in Liebeszorn über den Abfall des Sohnes heraus, wie Paulus gegen die Galater: „O, du unverständiger Sohn, wer hat Dich bezaubert, daß Du der Wahrheit nicht gehorchest? Welchem Christus Jesus vor die Augen gemalet war, und nun von Dir gekreuzigt wird. Du liefest fein, wer hat Dich aufgehalten, der Wahrheit nicht zu gehorchen? Solch Ueberreden ist nicht von dem, der Dich berufen hat; aber ein wenig Sauerteig versäuert

den ganzen Teig. Das nämliche Verderben Deines Herzens, welches vor vier Jahren Dir bange machte, daß Du mit demselben in der Welt werdest ganz verloren gehen, und Dich damals zur Gemeine hintrieb, ach! davon hast Du leider noch immer etwas bei Dir geheget, das hat nun Dein ganzes Wesen durchsäuert und treibt Dich wieder aus der Gemeinde. Ach, mein Sohn, mein Sohn! wie tief beugst Du mich! welche Seufzer pressest Du aus meiner Seele! Und wenn Abgeschiedene einige Notiz von uns nehmen, o, welch grausamer Störer der Ruhe Deiner seligen Mutter bist Du dann jetzt, da selbst Deine Dir fremde Stiefmutter mit mir Dich beweint.

So gehe denn hin in die Welt, deren Ehre Du suchst. Siehe, ob Deine Seele an ihren Träbern kann satt werden, da sie die göttliche Erquickung verschmähet, welche Jesus allen nach ihm dürstenden Herzen schenkt. Hast Du denn nie ein Tröpflein Balsam aus seinen Wunden gekostet? Und ist das Alles Trug und Heuchelei gewesen, was Du geschrieben und zu empfinden so oft betheuert hast? War es aber Wahrheit, o, so wird's mächtig an jenem Tage wider Dich zeugen, wo Du nicht umkehrst zu Deinem ewigen Erbarmer."

Und nach diesem stürmischen Erguß des schmerzlichsten Unmuths versucht der Vater eine eingehende Widerlegung seiner Zweifel und findet dann den milderen Ton wieder, in welchem er ihn seinen lieben Sohn nennt, aber fest erklärt: „Wähle, was Du thun willst, ich aber und mein Haus wollen dem Herrn, der uns erkauft hat, dienen."

„Und nun, mein Sohn, den ich mit Thränen an mein beklommenes Herz drücke, ach, mit herzschneidender Weh-

muth entlasse ich Dich, und entlassen muß ich Dich, da Du den Gott Deines Vaters nicht mehr anbetest, nicht mehr vor einem Altar mit ihm niederknieest, aber noch einmal, mein Sohn, ehe wir von einander scheiden — ach, sage mir doch, was hat denn der arme, sanftmüthige und von Herzen demüthige Jesus Dir gethan, daß Du nun seiner Erquickung, seinem Gottesfrieden entsagest? war Dir denn nicht wohl bei ihm, wenn Du Deine Noth, den Jammer Deines Herzens ihm klagtest? — Hast Du keine Lebensworte bei ihm vernommen?" Und immer auf's Neue versucht er ihn bei dem alten Glauben festzuhalten: „Kehre wieder, ach, mein Sohn, kehre wieder! Menschliche Tugend ist nicht Vollkommenheit, sondern vom Wege des Irrthums eiligst zurückzukehren. O, du Menschenhüter, Herr Jesu! führe Du selbst Dein verirrtes Schäflein zurück! Thue es zu Deines Namens Verherrlichung."

„Ich schreibe noch nicht nach Halle, weil ich hoffe, der Herr werde meine Worte und mein Gebet an Dir segnen. Schreibst Du aber an Deinen Onkel, wozu ich Dir für den Fall, daß Du Deinen Sinn nicht änderst, die Erlaubniß gebe, so bist Du von mir und der Gemeinde entlassen; aber länger als anderthalb Jahr von Ostern an kann ich Dich nicht studiren lassen; in der Zeit magst Du Dich zu einem Schulamt tüchtig machen. Ich kann nichts mehr hinzufügen, als daß ich mit tief gebeugtem und beklommenem Herzen bin Dein mit der Liebe des herzlichsten Mitleids Dich liebender Vater."

Doch wie wenn der Sohn eine Vorempfindung von dem

gegen ihn heranziehenden Ungewitter der väterlichen Liebe hätte, ist er demselben inzwischen schon zuvorgekommen durch ein zweites Schreiben *), in welchem er zwar seinem Schmerze über den dem Vater bereiteten Kummer in herzlichen Worten Ausdruck giebt, aber noch entschiedener seinen vorigen Wunsch wiederholt, nach Halle gehen zu dürfen. Auch bittet er inständig, ihn bei dem theologischen Studium zu lassen; der Vater habe nicht zu befürchten, daß die Halle'schen Docenten ihm die Freiheit seines Urtheils rauben würden, da ein schöner Vortrag ihn nicht leicht verführe, vielleicht werde er grade bei seiner eigenthümlichen Vorliebe für das Angefochtene und Unterdrückte mitten unter den rationalistischen Theologen sich auf die entgegengesetzte Seite stellen. Und als er des Vaters Zusage empfangen, bietet er seinen ganzen Scharfsinn auf, um die Kluft zwischen der eigenen Anschauung und der Denkweise des Vaters, welche dieser als unermeßlich darstellt, soviel die Wahrheit zuläßt, auszufüllen und bittet, den Trost mitnehmen zu dürfen, daß er noch der väterlichen Liebe genieße und daß sein Gebet ihn auch in Zukunft begleiten werde. (Briefw. I. S. 56 f.)

Ueber die culturgeschichtliche Bedeutung dieses ganzen Briefwechsels, in dem die ergreifende Geschichte von dem Zerfall des Jünglings mit der Gemeinde und dem Vaterhause uns so lebendig vor die Seele tritt, spricht sich Gelzer (a. a. O. S. 18) sehr schön aus: „Es ist keinesweges bloß die Jugendgeschichte Schleiermacher's, die wir hier im Geiste miterleben, es ist vielmehr die Geistesgeschichte der Neuzeit

*) Briefw. I. S. 53 f.

und noch bestimmter die innere Geschichte des Protestantismus seit einem Jahrhundert. Nicht ein Einzelner hat zufällig diesen Weg betreten, sondern die gesammte Bildung der Zeit ist durch innere Nothwendigkeit der Entwickelung auf diesen Weg geführt worden, der als ein Durchgangspunkt zu einer höheren versöhnenden Wahrheit und Freiheit nicht zu umgehen war. Seit mehr als einem Jahrhundert sind wir in die unermeßliche Aufgabe hineingeführt, durch die Trümmer des zusammenstürzenden äußeren Autoritätsglaubens den Weg zum Geistesglauben zu finden und an die Stelle eines dumpfen Ueberlieferungsjochs die befruchtende und befreiende Macht eines uns beseligenden Ueberzeugungschristenthums aufzurichten. Der eine Theil dieses Werkes ist schon nahezu vollbracht, denn mit mächtigeren und schärferen Waffen, als sie je einem früheren Zeitalter zu Gebote standen, sind die Bollwerke des bloß äußerlichen Kirchenglaubens untergraben; der andere Theil jenes Werkes aber: die wahrhafte Erhebung zur Freiheit des Glaubens, zur Innerlichkeit und Geisteshöhe des Christenthums statt des Versinkens in den Seelentod der Glaubenslosigkeit ist erst in hoffnungsreichen Anfängen vorhanden, von denen das geistige Heil Deutschlands, ja Europa's und somit der civilisirten Welt abhängt." Doch kehren wir zu den persönlichen Erlebnissen Schleiermacher's zurück.

---

## 2. Halle und Drossen.

So war der große Kampf entschieden und von beiden Seiten der Wahrheit die Ehre gegeben. Nicht mit Unrecht sieht ein geistvoller Schüler Schleiermacher's *) in diesem großen Entschluß des achtzehnjährigen Jünglings die Grundthat seines inneren Lebens und fügt hinzu: „Wenn Viele, die Schleiermacher später in den verschiedensten und verwickeltsten Lagen gesehen haben, sich über seinen unerschütterlichen Gleichmuth wunderten, so vergaßen sie, daß dieser Mann den schwersten Kampf seines Lebens schon als Jüngling in sich selber mit seltener Kraft und Festigkeit ausgestritten hat.“ Und er selbst gedenkt noch viele Jahre später dieser Befreiung aus geistiger Gefangenschaft, die er durch die Energie seines Willens vollbracht, nicht ohne stolzes Selbstgefühl, wenn er in den Monologen (1800) sagt: „Im schönen Genuß der jugendlichen Freiheit habe ich die That vollbracht, hinwegzuwerfen die falsche Maske, frevelnder Erziehung langes mühsames Werk.“ Daß übrigens mit diesem scharfen und schneidenden Worte des tiefen Widerwillens gegen die verkehrte herrnhutische Erziehung nicht im Entferntesten ein verwerfendes Urtheil über die Gemeinde und ihr Leben überhaupt hat gefällt werden sollen, beweist schon die bekannte mit unverkennbarer Beziehung auf die Brüdergemeinde ausgesprochene Stelle in den Reden über die

---

*) M. Baumgarten, Schl. als Theolog f. d. Gemeinde d. Gegenwart. S. 63.

Religion: „Frömmigkeit war der mütterliche Leib, in dessen heiligem Dunkel mein junges Leben genährt und auf die ihm noch verschlossene Welt vorbereitet wurde" und wird überdieß durch sein ganzes späteres Verhältniß zu derselben außer Zweifel gesetzt.

Ueber seinen academischen Aufenthalt — Ende April 1787 bezog er die Universität — spricht er sich in der kurzen Darstellung dieser Lebensperiode so aus:

„Unbekannt mit der freien Welt, die ich seit meinem vierzehnten Jahre nicht gesehen hatte, noch dazu mit dem Bewußtsein, daß es mir an Geschmeidigkeit und feinen Sitten gänzlich fehle, mit nachtheiligen Vorstellungen von der Rohheit meiner künftigen Sodalen erfüllt, und verzweifelnd an der Möglichkeit, mir Freunde unter ihnen zu erwerben, fand ich in mir selbst kein Hilfsmittel gegen die Unannehmlichkeit, die ich voraus sah; denn ich war schüchtern und ermüdet von der langen Dauer eines beklemmenden Verhältnisses. Die einzige Stütze, auf die ich mich verließ, war ein väterlicher Freund, dessen Rath und Wohlwollen mir gewiß war, der Professor Stubenrauch, Bruder meiner damals schon seit mehreren Jahren verstorbenen Mutter. Seine Verdienste um mich sind zu groß und mannichfaltig, um einzeln erwähnt zu werden, und nichts schmerzt mich mehr, als daß das Bewußtsein, seine Freundschaft nicht hinlänglich benutzt zu haben, mich hindert statt alles Rühmens zu sagen: Seht, was ich geworden bin, ich habe es ihm zu danken. — In meinen Studien war noch keine rechte Einheit; ich studirte auch nicht mit Rücksicht auf die Zukunft, sondern nur für das gegenwärtige Bedürfniß, deswegen versuchte ich von Allem und

fixirte mich erst spät. Noch mehr schadete mir der Eigendünkel, der den Autodidakten eigen ist. Sie wollen immer bei der Manier bleiben, durch die sie mit großem Aufwand wenig erworben haben; sie verachten das Lernen und meinen, es käme gar nicht darauf an, was man wisse, sondern wie man es wisse. Ich wollte in Halle nicht auslegen lernen und nicht philosophiren lernen: deswegen nahm ich keinen exegetischen Cursus und besuchte nur einen philosophischen, aber nur um Data zu haben, woran ich meine eigenen Reflexionen anreihen könnte. Nur eins sah ich doch, was man nothwendig lernen müßte, nämlich Geschichte, und zwar, was sich eigentlich als mein höchstes Bedürfniß zeigte, Geschichte der menschlichen Meinungen. Diese studirte ich also in ihren beiden Zweigen, und fing an, mich bei besonders interessanten Stellen nach den Quellen derselben umzusehen. Die kurze Dauer meines acad. Aufenthaltes, welcher nur zwei Jahre währte, ließ auch ein anderes, als fragmentarisches Studium, welches von Allen Etwas aufzufassen strebt, nicht zu, ob ich gleich gern gestehe, daß ich bei weniger Eigensinn und mehr äußerer Bildung diese Zeit in vieler Rücksicht weit besser hätte nutzen können."

Es ist zu bedauern, daß wir außer dieser Selbstdarstellung in dem Briefwechsel nur sehr wenig Data haben, um uns von dieser gewiß bedeutungsvollen Stufe in dem Bildungsgange Schleiermacher's, welche seine Studienzeit in Halle bezeichnet, eine recht klare Vorstellung zu machen. Ein sonst nicht bekannter Mann, der den zwanzigjährigen Studenten ziemlich genau beobachtet zu haben scheint, hat ihn seinem Vater so geschildert: „in seinem Aeußeren sehr nach-

lässig, habe er das Wesen eines in sich gekehrten Menschen an sich gehabt, cynisch in seiner ganzen Lebensart, für sich sehr genügsam, aber für seine Freunde Alles aufopfernd, fleißig, aber nur sehr stoßweise, ein schlechter Besucher der Collegien, übrigens die Verborgenheit fast geflissentlich suchend, aber wenn er unter die Vornehmen und Reichen käme, so, als wäre er beides noch mehr als sie, kalt und stolz gegen alle Höheren und vorzüglich gegen seine Lehrer und Vorgesetzten." Und er selbst meint dazu, bis auf einige fremde Züge sei es ein ähnliches Bild*). Von einer besonderen Annäherung des Studirenden an einen der damaligen theolog. Lehrer in Halle: Semler, Nösselt, Niemeyer, Knapp ist nichts wahrzunehmen; eher dürfte der Philologe Friedrich August Wolf und der Philosoph Eberhard, dessen Urtheil er sehr schätzte, einigen Einfluß auf seine spätere schriftstellerische Wirksamkeit gehabt haben. Unter seinen academischen Freunden tritt nur Einer hervor, den er schon in Barby kennen gelernt und der ihm zuerst von der Welt und ihrer Bildung erzählt hatte: Karl Gustav Freiherr von Brinkmann aus schwedischem Geschlecht, Sohn eines Sachwalters, später in diplomatischer Thätigkeit am schwedischen Hofe beschäftigt (1764—1847). Seine geselligen Talente, der Fluß seiner Rede, namentlich aber seine graziöse Leichtigkeit im Verkehr und die Kunst, jeden Augenblick recht auszunutzen, erregten bis in die letzten Zeiten Schleiermacher's Bewunderung. Als Schriftsteller trat derselbe sehr früh auf; schon damals (1789) erschienen unter dem Namen Selmar Gedichte des Fünfund-

---

*) Briefw. I. S. 334.

zwanzigjährigen, in denen sich ein gewisses Talent offenbarte, philosophische Ideen und individuelle Stimmungen zu versinnlichen *), ja später wagte er es, unter eignem Namen (Berlin 1804) Gedichte mit einer Widmung an Göthe zu veröffentlichen, in denen er u. A. seiner warmen Verehrung für Schleiermacher Worte gab, dessen geistige Ueberlegenheit er bereits in Halle erkannt und von dem er vorausgesagt, daß sein Name dereinst mit Ruhm und Ehre unter allen Selbstdenkern fortleben werde. Ihm widmete daher S. sein großes Erstlingswerk, die Reden über die Religion, als er diese Schrift zum andern Male unter eigenem Namen ausgehen ließ zur Erinnerung an die Zeiten „wo wir Beide losgespannt durch eigenen Muth aus dem gleichen Joche, freimüthig und von jedem Ansehn unbestochen die Wahrheit suchend, jene Harmonie mit der Welt in uns hervorzurufen anfingen, welche unser inneres Gefühl uns weissagend zum Ziel setzte," und hofft, daß der Freund auch in dem Buche die ihnen beiden eigne Signatur nicht vermissen werde „daß wir nämlich mit unserer Denkart immer von den Ungläubigen für Schwärmer, von den Abergläubigen aber für Ungläubige gehalten werden."

Was das Verhältniß des Hallischen Studenten zu seinem Vater betrifft, welchen er durch den Austritt aus dem Seminarium so schwer bekümmert hatte, so wird dasselbe nach und nach wieder ein freundlicheres. Da er des Sohnes Fleiß und Ernst sieht, legt sich allmälig Zorn und Verstimmung, und eine mildere und gerechtere Beurtheilung beginnt sich

*) Briefw. IV. S. 17. 32. 98.

Bahn zu brechen. Er verzichtet darauf, die freie Umschau, in welcher der Sohn nach seiner bisherigen Beengung den Kreislauf menschlichen Denkens zu durchlaufen sucht, irgendwie zu beschränken, geht ihm aber mit unermüdlicher, rührender Treue rathend, bittend und warnend zur Seite. Und die Rathschläge, die er ihm dabei ertheilt, sind höchst verständig, wie denn überhaupt Schleiermacher's Vater, wiewohl er ganz vom Geiste der Brüdergemeinde erfüllt ist, durchaus nicht, wie man etwa aus dem oben mitgetheilten Briefe vermuthen möchte, zugleich die Enge dieses Standpunkts theilt, sondern an Weite und Höhe der Gesichtspunkte den Besten nahe kommt. Ueber die französische Revolution, in der so viele seiner Sinnesverwandten nichts als Satanisches zu erblicken vermögen, hat er ein historisch gebildetes Urtheil; das berüchtigte Religionsedict und die Wöllner'schen Gewaltmaßregeln zur Repristination der Orthodoxie sind ihm verhaßt; ja, er ist so fern von engherzigem Fanatismus, daß er keinen Anstand nimmt, dem Sohne Lessing's Erziehung des Menschengeschlechts und Kant's Kritik der reinen Vernunft zu empfehlen. Wie aber erklärt es sich, daß ein Mann von solcher Geistesfreiheit über den bei der Eigenthümlichkeit des Sohnes psychologisch so durchaus nothwendigen Bruch mit dem Kindheitsglauben in der Art außer sich gerathen konnte, wie wir gesehen haben? Gewiß müssen wir annehmen, daß er damals noch zu wenig des Sohnes Eigenart gewürdigt und weil er, was reinstes Wahrheitsstreben war, für unselige Neugier und eitel Hochmuth hielt, den zeitlichen und ewigen Untergang seines geliebten Kindes

in den traurigen Abgründen eines gottverlassenen Unglaubens fürchtete. Eine gewisse Kühle und Entfremdung zwischen Vater und Sohn, der auch seinerseits eine Zeit lang das gute Herz des Vaters verkannte, dessen wenn auch unbegründete Besorgnisse um sein Seelenheil doch immer aus wahrer Liebe hervorgingen, war, wie Schleiermacher selbst gesteht, die Folge dieses beiderseitigen Irrthums. „Das religiöse Gefühl — schreibt er später seiner Freundin Eleonora G. *) — das er zuerst in mir entwickelt, ließ er in der Folge nie aus den Augen, und so war es kein Wunder, daß er mich mißkannte, als ich eine Gesellschaft verließ, in die er mich mit vieler Zuneigung und großen Hoffnungen und nach meinem eignen Wunsche gebracht hatte, um es mir zu retten gegen die vereinigte Macht der Welt und des skeptischen Verstandes, die er nicht in mir verkannte. Er hielt für das Treiben eines eitlen Herzens, für die verderbliche Sucht, in den Abgrund des Skepticismus zu stürzen, was in mir nur Wirkung des Wahrheitsgefühls war ohne alle Lust oder Unlust zu dem, was nun kommen würde. Das eitle Wesen der Welt fürchtete ich, weit entfernt es zu lieben, und hätte ich einen anderen ähnlichen Winkel gewußt, wie die Herrnhuter, ich wäre lieber dorthin gegangen. So habe ich auch auf der Universität gelebt und hernach, wie ein ächter Herrnhuter, ohne mich um mein Schicksal zu bekümmern, und wenn mein Onkel nicht gewesen wäre, ich glaube, ich wäre buchstäblich nie auf den Einfall gekommen, zum Exa-

---

*) Briefw. I. S. 334.

men zu reisen, damit ich auch die Anwartschaft bekäme auf ein Amt."

Nach Ablauf der vier in Halle verbrachten Semester wollte sich leider eine erwünschte „Condition" für den jungen Theologen nicht finden. Die Verhandlungen mit zwei Breslauer Herren zerschlugen sich, bei dem Einen, weil er unzarte Bemerkungen über den Wuchs des kleinen Studenten hatte fallen lassen. In Halle zu bleiben war für einen Reformirten, dem äußere Vorzüge und Connexionen fehlten, nicht räthlich. So schied denn Schleiermacher am 26. Mai 1789 schweren Herzens und reiste mit Unterstützung des Vaters über Berlin nach Drossen in die Neumark zu dem inzwischen dahin als Prediger versetzten Oheim Stubenrauch, wo er ein Jahr lang die in Halle gepflegte Studienweise fortsetzte und zum Examen sich vorbereitete. Er nennt es selbst ein einsames Jahr, welches er in dem schätzbaren Genuß des Umgangs mit seinem ihm stets liebevoll gesinnten Oheim und in dem Bestreben zugebracht habe, den bisher erworbenen fragmentarischen Kenntnissen in der Theologie mehr inneren Zusammenhang zu geben. Ueber die Art seines Studiums und die Eintheilung seiner Zeit findet sich eine interessante Notiz in einem Briefe an seinen Vater*): „Das Studieren ist bei mir zu leidenschaftlich, als daß ich, so lange es in meiner Willkühr steht, gewisse Stunden halten könnte, wo ich mich hiermit beschäftige, um dann mit dem Glockenschlag zu einem ganz andern Fach der Erkenntniß überzugehn. Alles, was ich vornehme, geschieht

*) Briefw. I. S. 83.

mit einer gewissen Vehemenz, und ich ruhe nicht eher, bis ich — auf einen gewissen Punkt wenigstens — damit fertig bin. Das ist schon, seitdem ich nach Niesky kam und mit meinem Freund Albertini die Alten zu lesen anfing, so meine Art gewesen, und ich habe mich davon bis jetzt nicht losmachen können und es auch vielleicht nicht ernstlich gewollt. Es geht also bei mir Alles stoßweise, periodenweise. Bald liegt mir ein großer Theil der Philosophie am Herzen, ich forsche nach seiner Geschichte, gehe alle verschiedenen Meinungen durch und sehe, was darin haltbar oder unhaltbar, consequent oder inconsequent ist. Hierbei hat mich vielleicht irgend etwas auf einen Zeitpunkt der Geschichte oder auf eine philosophische Streitfrage aufmerksam gemacht, und sobald jene Untersuchung geendet ist, wende ich mich mit gleichem Eifer zu dieser u. s. w." Bei der Revision seiner theologischen Kenntnisse machte er es, wie bei seinen philosophischen Studien: wenn er bei irgend einer Materie Gelegenheit zu einem kleinen Aufsatz fand, so vertauschte er ab und zu das Schreiben mit dem Lesen, um sich nicht bloß receptiv bei dem Studium zu verhalten. Vorzugsweise waren es aber philosophische Themata, in deren Behandlung er sich versuchte und von denen er dem Freunde Brinkmann Proben einsandte, damit derselbe, der in Halle zurückgeblieben, Professor Eberhard's Urtheil einhole und getreulich jedes Wort aus dem Munde des vortrefflichen Mannes auffange und berichte. Kritische Briefe über den damaligen Zustand der Philosophie, zwei Gespräche über die Freiheit in Platonischer Form und Gedanken über die Aristotelische Theorie von der Gerechtigkeit scheinen seine übrigens nicht

in Druck gekommenen Erstlingsversuche in der Schriftstellerei aus diesem Candidatenjahre in Drossen *), bei denen er sich übrigens selbst in so hohem Grade ungeschickt fühlte, etwas zusammenhängend und systematisch vorzutragen, daß er dem Freunde, der ihn fortwährend zur Herausgabe von literarischen Arbeiten drängte und klagte, daß er sich bisher vergeblich in Zeitungen und Intelligenzblättern nach seinem Namen umgesehen habe, im Unmuth die merkwürdige Erklärung abgab: „Das Schreiben habe ich völlig für dieses Leben aufgegeben, weil ich so gewiß als von meiner eignen leider sehr unnützen Existenz überzeugt bin, daß in diesem Stück niemals etwas aus mir werden wird". **)

So wenig indeß die positiven Ergebnisse dieser jugendlichen Schriftstellerei nach Form und Inhalt ihm selbst und Anderen genügen mochten (das Stück über Aristoteles gefiel Eberhard noch am besten) so hat er doch hier in Drossen als einundzwanzigjähriger Jüngling die Fäden angesponnen, welche er als reifer Mann in den werthvollsten Abhandlungen der Berliner Academie der Wissenschaften ***) fortführen sollte, wenn er auch nicht selbst Alles zu der Vollendung gestalten konnte, die ihm als Ideal vorschweben mochte. Und wenn auch die oben angeführte Aeußerung über seine Untüchtigkeit zu literarischer Thätigkeit natürlich aus dem Unmuth über ein gewisses formales Ungeschick hervorging, (welches übrigens auch seinen späteren reifen Arbeiten hier und da

*) Baxmann, Schl. Anfänge im Schriftstellern. S. 21.

**) Briefw. IV. S. 42. Vom 9. Dezember 1789.

***) Ueber Heraklit, Diogenes v. Apollonia, Anaximander, Sokrates, Demokrit, Ethik des Aristoteles u. s. w.

anhängt), so hat er doch schon damals eine, wie mir scheint, **merkwürdige divinatorische Einsicht in die Stellung gehabt,** welche er künftig im wissenschaftlichen Kampfe der Parteien einzunehmen berufen war. Denn die aus dieser Zeit herrührende, in dem letzten Bande des Briefwechsels mitgetheilte Correspondenz mit Brinkmann, welche ihre oft gepflogenen mündlichen Unterhaltungen über philosophische Theologie fortsetzte, verräth den künftigen Meister der Dialektik und eine für seine Jahre staunenerregende Einsicht in das Wesen der Dogmatik, in deren Neubildung Schleiermacher, der Mann, epochemachend eingreifen sollte. Ebenso spricht sich in einem Briefe an den Vater vom 23. September 1789 (Briefw. I. S. 83) mit hoher Klarheit die geistige Unabhängigkeit des jugendlichen Philosophen aus, der auf keinen Meister schwörend sich von der Scholastik fern hält „die die Welt zur Formel macht": „Ich habe mit dem Zweifeln angefangen zu denken, und soviel ich seitdem auch gelesen und selbst nachgedacht habe, soviel Umgang ich auch mit den festesten Anhängern dieses und jenes Systems gepflogen habe, so bin ich doch gewissermaßen in der Theologie sowohl als in der Philosophie auf dieser Stufe stehen geblieben. Ich glaube nicht, daß ich es jemals bis zu einem völlig ausgebildeten System bringen werde, so daß ich alle Fragen, die man aufwerfen kann, entscheidend und im Zusammenhange mit aller meiner übrigen Erkenntniß würde beantworten können; aber ich habe von jeher geglaubt, daß das Prüfen und Untersuchen, das geduldige Abhören aller Zeugen und aller Parteien das einzige Mittel sei, endlich zu einem hinlänglichen

Gebiet von Gewißheit und vor allen Dingen zu einer festen Gränze zwischen dem zu gelangen, worüber man nothwendig Parthie nehmen und sich und einem jeden Andern Red' und Antwort muß stehen können, und zwischen dem, was man ohne Nachtheil seiner Ruhe und Glückseligkeit unentschieden lassen kann. So sehe ich den Kampfspielen philosophischer und theologischer Athleten ruhig zu, ohne mich für irgend einen zu erklären oder meine Freiheit zum Preis einer Wette für irgend einen zu setzen, aber es kann nicht fehlen, daß ich nicht jedesmal von Beiden etwas lernen sollte."

Unter mancherlei Sorgen auch äußerlicher Art z. B. wegen unzureichender Garderobe ging er im Mai 1790 zur theologischen Prüfung nach Berlin, die er, wie sich denken läßt, mit Auszeichnung bestand. Der Hofprediger Sack, der sich schon um seines Vaters willen für den Candidaten freundlich interessirte, ließ ihn rufen und sagte ihm viel Gutes über seine Predigt, an der ein anderer Examinator Mangel an Popularität getadelt hatte. In der Residenzstadt war er auch mit seinem alten Freunde Brinkmann wieder zusammengetroffen, wodurch ihm große Sehnsucht erweckt wurde, in Berlin zu bleiben. Schon dachte er daran, etwa durch Unterricht in der Mathematik, für welche Wissenschaft er stets große Vorliebe gehegt, sich eine wenn auch dürftige Existenz zu gründen, als er auf den Vorschlag des Hofprediger Sack die Stelle eines Erziehers bei der Familie des Grafen Dohna zu Schlobitten (zwischen Pr. Holland und Mühlhausen) in Ostpreußen erhielt.

---

### 3. Schlobitten.

Nach glücklichen Tagen, die Schleiermacher auf der Reise in Drossen und Landsberg an der Warthe bei seinem Verwandten, dem Prediger Schumann, zugebracht hatte, war er am 22. October 1790 auf dem Gute Schlobitten eingetroffen. Anfangs schwankte die Wahl, ob er zu dem in Königsberg studirenden Sohne des Grafen (Wilhelm) als Repetent gehen oder den Unterricht von drei jüngeren Kindern in Schlobitten übernehmen solle. Er entschied sich für das Letztere und hatte allen Grund, dieses Entschlusses sich zu freuen. Es ist eine ganz neue Welt, in die hier der Jüngling eintritt, und wenn auch die streng wissenschaftlichen Studien einstweilen zurücktreten, da der Unterricht der ihm anvertrauten Zöglinge und das Familienleben seine Zeit und Kraft vollständig in Anspruch nehmen, so bereichert sich doch seine Menschenkenntniß und gewinnt sein Gemüth außerordentlich durch die Theilnahme an der glücklichen Häuslichkeit einer edlen und gebildeten Familie. In einem Briefe an einen jungen Theologen, einen gewissen Katel, der mit ihm gleichzeitig für die Stelle in Schlobitten in Vorschlag gebracht worden war, beschreibt er recht anmuthig seine neue Umgebung*):

„Die Gräfin, welche die Krone des Hauses ist, ist eine Dame von etwa vierzig Jahren, einem schönen Wuchs, der nichts weniger vermuthen läßt, als daß sie zwölf Kinder ge-

*) Vom 17. Dezember 1790. Briefw. III. S. 32 f.

habt hat und Spuren von nicht ganz conservirter Schönheit. Ob sie gleich von Kindheit an die Gespielin und Freundin der Erbstatthalterin gewesen ist und überhaupt viel am Hof und in der großen Welt gelebt hat, so liebt sie doch weit mehr die natürlichen häuslichen Freuden und ist lieber Mutter, Gattin und Hausfrau als Gräfin und eine der ersten Damen des Landes; aber sie fühlt doch, soweit das sein muß, daß sie das ist und weiß bei aller Herablassung und Leutseligkeit doch die Würde ihres Standes sehr gut zu soutteniren. Ihr Verstand ist vortrefflich gebildet, und ihr Charakter flößt in gleichem Grade Ehrfurcht und Liebe ein. Der Graf, der als ein ganz junger Mann die Campagnen des siebenjährigen Krieges mitgemacht hat, aber sehr bald vom Militär abgegangen ist, hat bei allem bon sens doch einen bei weitem nicht so aufgeräumten Kopf als die Gräfin, noch viel Liebe zum Militär und bisweilen sehr sonderbare Einfälle, über die er aber auch mit sich handeln läßt und ist übrigens von gutem Charakter, jovialisch und voll komischer Laune. An sich mag er sehr aufbrausend und hitzig gewesen sein, was aber die Weisheit seiner Gemahlin sehr gemildert hat; überhaupt kann man mit einiger Aufmerksamkeit sehr leicht unterscheiden, was in seinem ganzen Wesen ihm eigen und was von ihr modifizirt ist. Zehn von den zwölf Sprößlingen dieser Ehe leben noch, und acht von ihnen sind hier zu Hause. — Die älteste Comtesse Caroline ist ungefähr 20 Jahr alt und ungeachtet eines weniger einnehmenden Aeußern wegen eines fein fühlenden Herzens, einer treffenden Urtheilskraft und eines ganz kleinen Hanges zur Schwärmerei sehr interessant. Die zweite Comtesse Friederike zwischen sech-

zehn und siebzehn Jahren vereinigt Alles, was ich mir jemals von Reiz und Grazie des Geistes und Körpers gedacht habe. Fast schöner als sie, aber bei weitem nicht so gebildet und bedeutend ist ihre ein Jahr jüngere dritte Schwester Auguste; die jüngste Tochter Christiane von zehn Jahren verbindet mit viel Talenten und Annehmlichkeiten viel Eigenliebe und Selbstgefühl, und ich gebe mir viel Mühe, es unter der Hand ein wenig zu beugen." Dazu kamen drei Knaben von sechs bis vierzehn Jahren (der vierte war erst anderthalb Jahr), alle zum Militär bestimmt, worauf bei der Erziehung sehr Rücksicht zu nehmen der junge Candidat verpflichtet wurde.

Er beschreibt dann weiter dem Freunde, wie er in dieser Gesellschaft seine Zeit zubringe. Des Morgens stehe er zwischen fünf und sechs Uhr auf und habe die Zeit bis halb neun für sich, nur daß ihm obliege, darüber zu wachen, daß die Knaben rechtzeitig zum Frühstück und zur Morgenandacht kommen. Bis 11 Uhr ertheile er dann Unterricht, von 11 bis 1 Uhr sei wieder freie Zeit für ihn, bis man zur Tafel gehe. Von 3—5 Uhr wieder Lectionen, dann nimmt man Thee, und nach und nach kommt die ganze Familie im Kabinet der Gräfin zusammen. Während die Kinder arbeiten oder zeichnen, spielt der Hauslehrer eine Partie Schach mit dem Grafen oder der Mutter der Gräfin oder macht den Vorleser, bis man um 8 Uhr zur Tafel geht.

Bei dieser Weise zu leben fühlt er sich sehr glücklich, zumal der Ort eine angenehme Lage, einen Garten mit schönen englischen Parkanlagen und das Schloß eine gute Bibliothek hat. Auch fehlt es nicht an guter Gesellschaft in der Nähe

und manchen Bequemlichkeiten, die sonst nur eine Stadt bietet — kurz, es ist ein höchst angenehmes und behagliches Dasein, in welches Schleiermacher eingetreten ist.

„Mein Herz wird hier — schreibt er demselben Freunde später, am 29. August 1791 — ordentlich gepflegt und braucht nicht unter dem Unkraut kalter Gelehrsamkeit zu welken, und meine religiösen Empfindungen sterben nicht unter theologischen Grübeleien; hier genieße ich das häusliche Leben, zu dem doch der Mensch bestimmt ist, und das wärmt meine Gefühle." Wie anders würde es sein, meint er, wenn er in Berlin an irgend einer Schule unter kalten zusammengezwungenen Menschen freundlos leben müßte!

Hier in Schlobitten ist ihm sehr Vieles, was bis dahin noch tief in ihm geschlafen hatte und was später ein Hauptfactor seines geistigen Lebens werden sollte, zuerst erwacht und aufgegangen. Dahin rechne ich vor Allem den ihm so ganz eigenthümlichen Sinn für weibliche Anmuth, jene Erkenntniß der Natur der Frauen, die später zu einer wahren Virtuosität wurde und die nach seinem eigenen Geständniß die ebenso schöne wie liebenswürdige Gräfin Friederike zuerst in ihm geweckt hat*). Weil er so Vieles in seinem Gemüth trug, was Männer selten verstehn, hat Schleiermacher sich früh in vertrauter Freundschaft an edle und sinnige Frauen angeschlossen und sich gern und ausführlich mit ihnen über das, was sein innerstes Gemüth bewegte,

*) Briefw. I. S. 335.

ausgesprochen. Schon früh graute ihm vor dem „liebeleeren, beruflosen Gott und Menschen höhnenden Leben eines Hagestolzen" und sehr armselig kam ihm der Beruf des Gelehrten vor, dem die Würze der Liebe fehlt. „Ich strecke alle meine Wurzeln und Blätter nach Liebe; ich muß sie unmittelbar berühren, und wenn ich sie nicht in vollen Zügen in mich schlürfen kann, bin ich gleich trocken und welk. Das ist meine innerste Natur, es giebt kein Mittel dagegen, und ich möchte auch keins" gesteht er der Schwester Charlotte und bezeichnet damit einen Grundzug seiner Natur*). Und so war ihm hier in der jungen Gräfin Friederike das Ideal einer schönen Frauenseele zum ersten Male entgegengetreten; ihr gebührt das Verdienst, in dem feurig und tief empfindenden Jünglinge den noch schlummernden Sinn für edle Weiblichkeit geweckt zu haben, woraus ihm ein großer Theil seines schönsten Lebensglückes in Zukunft erblühen sollte.

Mehr als zwei volle Jahre währte das schöne Verhältniß zu der gräflichen Familie ziemlich ungetrübt. Ein kleiner Wortwechsel mit der Gräfin wegen der Bedeutung eines lateinischen Ausdrucks wurde bald beigelegt, da der junge Gelehrte die zur Unzeit geltend gemachte Superiorität im richtigen Gefühle seiner Uebereilung unterdrückte, und die Dame sich durchaus edel und würdig benahm. Die Pflege des Familiensinnes, das beste Erbtheil des Adels und die damit zusammenhängende schöne Feier der Familien-

*) Briefw. I. S. 202.

feste war etwas, was seinem Gemüthe sehr wohlthat. Man sieht seine Freude daran aus einer Beschreibung, die er seinem Vater von einem solchen Feste giebt*). „Es war der Geburtstag des Grafen, der auf eine sehr schöne Weise gefeiert ward. Des Morgens kamen alle Kinder in Prozession, ihm ihre Geschenke darzubringen, jedes hatte eine Zeichnung und von den Abwesenden wurden Briefe vorgetragen; der kleine Helvetius, ein Kind von 2½ Jahren, welches noch nicht recht sprechen kann, ging voran, streute dem Grafen Rosen entgegen und rief immer dabei: Papa, da hast! Dieser gute Vater war sehr gerührt und sehr zärtlich, er empfahl sich seinen Kindern und bat sie, Geduld mit einem fünfzigjährigen Manne zu haben. Ich glaube, es war Niemand, dem nicht die Thränen dabei in den Augen standen. Hernach wurde in einer Laube mit der Inschrift: „O, Vater, tritt herein — und laß uns diesen Tag dir weih'n" ein Frühstück gegeben, welches die jungen Gräfinnen allein bereitet hatten und wobei sie auch allein servirten — es wurde dabei ein sehr schönes Lied gesungen, es war so erbaulich, so häuslich, so schön — und so verging der Tag auf eine sehr glückliche Weise."

Sonst verlief das äußere Leben ziemlich ruhig und gleichförmig. Nur eine kleine Reise nach Königsberg war insofern bedeutungsvoll, als Schleiermacher dabei Gelegenheit hatte, Immanuel Kant von Person zu sehn und auf ein halbes Stündchen zu sprechen. Aber die Persönlichkeit des Weisen von Königsberg scheint keinen großen Zauber auf ihn geübt zu haben. „Was kann man mehr sehen, meint er,

---

*) Briefw. I. S. 97.

als ob die großen Männer ihren Kupferstichen und Gypsbüsten ähnlich sind oder nicht?" Vielleicht mochte die abstracte Verständigkeit und der Mangel jedes poetischen Elementes in der Kantischen Philosophie bewirken, daß Schleiermacher, der schon als Student in Halle den Plato bewundert und geliebt, obgleich ihm damals oft nur ein dunkler Schimmer von Verständniß vorschwebte, sich niemals für diese Weltanschauung erwärmen konnte, welche so mächtig in die geistige Bewegung der Zeit eingriff und selbst Schiller's Genius eine Zeit lang in ihren Wirbeln mit fortriß. Mit der Philosophie der Alten beschäftigte er sich auch in Schlobitten. Er wollte ein kleines Büchlein (philos. Discussionen über die Freiheit) herausgeben und hatte bereits seinen Freund Katel gebeten, sich in Leipzig nach einem Verleger für das Werk umzusehen, aber es kam nicht zur Vollendung, da das „elysische Leben," was er hier führte, der Schriftstellerei nicht günstig war.

Nur in einer Richtung war diese Lebensperiode auch für die wissenschaftliche Ausbildung Schleiermacher's nicht ohne Ausbeute: er hatte wiederholt Veranlassung, zu predigen. Fünfzehn Predigten liegen uns aus dieser Zeit vor, über deren Art und Werth ein sachverständiger Beurtheiler, der Prof. Kosak in Königsberg, sich so ausläßt: „Es war ein selten reifer Candidat, der den künftigen bedeutenden Prediger vorausahnen läßt.. Die Predigten sind durchaus nicht untadlich vor dem Forum der Kritik, sie gehen mit der heiligen Schrift nicht selten willkührlich um, sie berühren den Kern der christlichen Heilswahrheit wenig, ohne irgend Angriffe gegen denselben zu machen, sie be-

wegen sich vorzugsweise auf dem rein sittlichen Gebiet, aber innerhalb desselben mit großer Gedankenfeinheit und dialektischer Gewandtheit und zeigen eine bedeutende Frühreife. Von den gewöhnlichen Fehlern der Anfängerpredigten, einem Mißverhältniß zwischen Wortfülle und Gedankensparsamkeit, von Blumen und Schnörkeln ist keine Spur, sie entbehren meist der schwunghaften Rede; mitunter behandeln sie Gegenstände, bei denen man sich wundern muß, wie ein so junger Mann so tiefe Erfahrungen darin haben könne, freilich auch, wie er dergleichen einer Landgemeinde, wie der von Schlobitten, wenn sie nicht etwa aus der gräflichen Familie allein bestand, habe zumuthen können."

An diesen homiletischen Versuchen des Candidaten nahmen der Vater und der Oheim das lebhafteste Interesse und baten sich von Zeit zu Zeit einige aufgeschriebene Predigten aus. Da setzte es ihn denn in nicht geringe Verlegenheit, als der Vater eine der neuesten verlangte und er gestehn mußte, daß deren keine einzige aufgeschrieben sei. Nicht als ob ihm diese Predigten weniger Mühe gemacht hätten, er habe eine ganz genaue Disposition angelegt und die Rede auch in den kleinsten Theilen durchdacht, und so sei der Sonnabend herangekommen, ehe das ganze Corpus der Gedanken vollständig gewesen, und dann sei er theils zu träge gewesen, noch die ganze Predigt schriftlich zu concipiren, theils habe er es seinen Augen nicht zu Leide thun wollen, die ihn bei angestrengtem Schreiben nicht selten schmerzten. Dieses Verfahren hat dann Schleiermacher in der Folgezeit beibehalten und nie eine Predigt, ehe er sie gehalten, wirk-

lich aufgeschrieben. Als ihm deshalb später von beachtenswerther Seite ein Vorwurf gemacht wurde, sprach er sich darüber in eingehender Weise so aus *): „Ich meinestheils möchte aus meinem Verfahren ebensowenig ein allgemeines Gesetz machen, als ich auf der anderen Seite das Unrecht einsehe, welches darin liegen soll. Denn die Voraussetzung, eine nicht aufgeschriebene und memorirte Rede müsse vernachlässigt sein, ist doch wohl einseitig. Unterscheiden wird sie freilich der Kenner, aber das soll er auch, weil nämlich die Vollkommenheit einer solchen Rede und einer andern gar nicht dieselbe ist. Eben darum überzeuge sich nur ein Jeder, auf welchem Wege er selbst am meisten zu leisten vermag. Im Allgemeinen möchte ich nur wünschen, daß jeder ruhige und besonnenere Redner, ohne den Buchstaben bestimmt ausgearbeitet und ins Gedächtniß gefaßt zu haben, die Kanzel bestiege; nur so wird er wahrscheinlich mit ebensoviel Wärme als Sicherheit reden. Der beweglichere und heftigere dagegen binde sich lieber, wenn er es vermag, an das vorher aufgeschriebene Wort; so gelangt er wohl am ehesten zu der Mäßigung, welche dem Zuhörer das ruhige und klare Auffassen erleichtert. Der vollendete Meister natürlich soll unter dieser Regel nicht stehn, und denjenigen, den eine persönliche Beschränkung auf eine von beiden Seiten nöthigt, soll sie nicht binden; für den aber, der etwa außer dem religiösen Zweck noch einen persönlichen hegt und nebenbei auch glänzen will, wenn er erbaut, verstehe ich gar keine zu geben.“

*) Predigten. 1. Samml. Vorrede.

Um aber dem Wunsche seines Vaters nachzukommen, schrieb er demselben einige Wochen später eine in dieser Weise memorirte Predigt nachträglich auf, welche er auf besondern Wunsch der oben erwähnten Gräfin Friederike bei Gelegenheit der Aushebung ihres Bruders zum Kriegsdienst gehalten hatte. Bei dieser Veranlassung klagt er dem Vater eine gewisse Schwerfälligkeit seiner Darstellung, vielleicht komme sie aus der Sucht, das Thema zu erschöpfen und jeden möglichen Einwurf im Voraus zu beantworten, vielleicht aus der Neigung, den Gegenstand stets von einer neuen Seite anzusehen, vielleicht auch daher, daß er zu sehr von seinen eignen jedesmaligen Bedürfnissen und Ideen ausgehe *). Der Vater giebt ihm den sehr verständigen Wink, daß die Predigt nach ihrem wesentlichen Zwecke der Erbauung nicht wie eine Disputation ihren Gegenstand nach allen Seiten hin zu wenden und zu erschöpfen habe und empfiehlt ihm gute Vorbilder z. B. den Engländer Blair, dessen Predigten damals grade durch den Hofprediger Sack dem deutschen Theologen zugänglich gemacht wurden.

Ueberhaupt ist in dem ganzen Briefwechsel zwischen Vater und Sohn aus dieser Lebensperiode Schleiermacher's eine recht erfreuliche Vertraulichkeit und gegenseitige Werthschätzung sichtbar. Hatte nach dem oben dargestellten Conflicte und gegenseitiger Verkennung der Vater klagen müssen, daß der Sohn so wenig Zutrauen zu ihm gefaßt und ihm das Vergnügen entzogen habe, welches natürlichere und offenere Mittheilun-

*) Briefw. I. S. 113 f.

gen (wie er sie z. B. der Schwester Charlotte gemacht) ihm hätten gewähren können, er scheine ihn unter die Zahl der finsteren Väter gerechnet zu haben, „welche die Freude des Alters sich dadurch verderben, daß sie nicht mit Kindern Kinder und mit Jünglingen jung sein können“ — so blickt er nun mit stolzer Freude und väterlichem Wohlgefallen auf ihn als den würdigen Sohn seiner seligen Mutter*).

Wie der Mann mit dem Manne theilt er mit dem Sohne seine kleinen häuslichen Sorgen und Freuden, ja, er scheut sich nicht, eigne Jugendverirrungen und Verkehrtheiten zu bekennen, damit der Sohn die daraus gewonnenen Erfahrungen sich zu Nutzen mache. Und dieser wieder dankt dem Vater in rührenden Worten für den neuen Beweis väterlicher Liebe, den er ihm damit gegeben, daß er ihm eine Pathenstelle bei dem eben gebornen Schwesterchen (es ist Nanny, die noch lebende Wittwe von Ernst Moritz Arndt) verliehen: „Lieben will ich mein Schwesterchen mit der besten Bruderliebe, und — sorgen? O, bester Vater, Gott gebe, daß ich es könne, ohne daß ich es zu thun brauche! Tausend Glück denn zu dieser neuen Vermehrung unseres Cirkels und Gottes besten Segen über das liebe kleine Geschöpf! O, küssen Sie es doch in meinem Namen und empfehlen Sie mich der lieben Mutter, der ich viel Glück wünsche und alles Heil für die Zukunft, und die ich bitte, mir doch neben diesem Kleinen auch ein Plätzchen in ihrem Herzen zu lassen**).

---

*) Briefw. I. S. 87. vgl. S. 107.

**) Ebend. S. 99.

Mit der älteren Schwester Charlotte steht Schleiermacher auch von Schlobitten aus fortdauernd in lebhaftem Briefwechsel. Der Bitte des Vaters, er möge doch ja ihre Ruhe im Chorhause zu Gnadenfrei nicht durch irgend welche Zweifel an ihrem Glücke stören oder ihre Einfalt verrücken, stellt er seine Bedenken auf das Schonendste entgegen: „Das gute Mädchen hat auch mir in ihrem letzten Briefe sehr starke Versicherungen ihrer Zufriedenheit gegeben, aber doch in einem solchen Ton, als ob sie wenig Hoffnung hätte, mich zu überzeugen, und in der That, es geht mir auch schwer ein. Es ist wohl sehr wahr, daß man Jedem seine eigne Gemüthsruhe lassen muß und daß Niemand sagen kann: meine Art ist die wahre, und jede andre ist Einbildung; denn es kommt ja dabei bloß auf das Gefühl und Bewußtsein eines Jeden an. Aber das gehört doch meines Erachtens schon wesentlich dazu, daß die Ruhe, die jeder genießt, seine eigne ist, daß die Empfindungen, wodurch sie hervorgebracht wird, ihm natürlich sind und mit seinen anderen Gesinnungen übereinstimmen. Das ist aber bei unserer lieben Charlotte nicht der Fall, sie muß sich mit Gewalt in eine solche Stimmung hineinversetzen, und eine solche Spannung hält die Seele nicht lange aus. Die Täuschung zerfließt, und so fürchte ich, daß sie bald wieder mit mancherlei Mißmuth wird zu kämpfen haben. Dabei ist wirklich auch die beste Seele im Chorhause solchen Unannehmlichkeiten ausgesetzt, daß wirklich eine sehr lebhafte Ueberzeugung, „daß man auf gar keine andere Weise glücklich sein könne," dazu gehört, um mit einiger Zufriedenheit da zu sein. Um deßwillen glaub' ich noch immer, daß es

für sie auf die Dauer besser sein würde, wenn sie wieder in eine häusliche Lage versetzt werden könnte, jedoch ohne ihre Verbindung mit der Gemeine zu schwächen, denn die ist wohl zu ihrer Ruhe nothwendig*)."

Man dürfte sich billig wundern über diese klare Einsicht des dreiundzwanzigjährigen Jünglings in das, was dem Gemüthe der älteren Schwester Noth thue, wenn man sich nicht erinnerte, daß schon der frühreife Knabe dasselbe merkwürdige Verständniß gehabt. Denn um viele Jahre in seiner Lebensgeschichte zurückgreifend finden wir folgende Aeußerungen des fünfzehnjährigen gegenüber derselben Schwester; die von Gnadenfrei aus für einige Zeit zu den Eltern gegangen war: „Sei doch froh, daß du einmal wieder in Wirthschaftsgeschäfte hineinkommst; es ist für ein junges Frauenzimmer unumgänglich nothwendig, etwas davon zu verstehen; Du kannst ja doch nicht wissen, wo Dich der Heiland noch einmal hinführt und ob es Deine Bestimmung ist, immer im Chorhause vor dem Nährahmen zu sitzen. Sodann sei nicht zu ängstlich, ob Du's auch recht machst, denn das taugt gar nichts. Mein Grundsatz heißt: Frisch gewagt ist halb gewonnen. Versteht sich, daß das Frischwagen die nöthige Behutsamkeit und Ueberlegung nicht ausschließt. Bedenke fleißig, daß man auf Dich sehen und von Dir auf die Gemeinde schließen wird; darum sei nicht zu niedergeschlagen und melancholisch, damit die Leute nicht in der Meinung bestärkt werden, daß die Herrn-

---

*) Briefw. I. S. 104.

huter sämmtlich Kopfhänger sind. Rede ordentlich und bediene Dich keines Wortes, das Du im Schwesterhause erst gelernt hast; denn die taugen nichts und es wird sie Niemand verstehen" u. s. w.*).

Doch wenden wir jetzt den Blick von dem engsten Kreise der Familie auf die große Bühne der Welt, um zu sehen, wie den Hauslehrer des Gräflich-Dohna-Schlobitten'schen Hauses die öffentlichen Verhältnisse berührten. — Es waren sehr bewegte weltgeschichtlich bedeutende Jahre, während deren er in dem fernen Ostpreußen lebte: der Sturm der französischen Revolution war über Europa dahin gebraust und hatte den Thron der Bourbonen erschüttert: am 21. Januar 1793 war das Haupt Ludwigs XVI. unter der Guillotine gefallen. Daß diese That auch die Seele des jungen Schleiermacher, der von Herzen jede Barbarei verabscheute und den König für unschuldig hielt, mit tiefer Traurigkeit erfüllte, versteht sich von selbst, das aber hinderte ihn nicht, die Revolution im Ganzen genommen (abgesehen von dem, was menschliche Leidenschaften und überspannte Begriffe dabei gethan) zu lieben und für berechtigt zu halten. Und wer sich erinnert, daß der fromme Sänger der Messiade einst für die französische Revolution geschwärmt und der edelste der deutschen Dichter, Schiller, ihr lange Zeit die vollste Sympathie entgegengebracht hat, wird diese Erscheinung nicht unbegreiflich finden. Ohne mitzuloben, was, wenn es sich auch in der Reihe der Dinge als unvermeidlich darstellen läßt, doch nicht als gut gebilligt werden

---

*) Briefw. I. S. 32 f.

und noch vielmehr ohne den unseligen Schwindel einer Nachahmung davon zu wünschen und Alles über den Leisten schlagen zu wollen, hatte er in der damaligen Bewegung ehrlich und unparteiisch das erstrebte Ideal einer besseren und gesünderen Gestaltung der politischen und socialen Verhältnisse geliebt; da er sich aber keiner Partei blindlings ergeben, sondern seine Selbstständigkeit nach rechts und links hin energisch wahren wollte, erging es ihm, wie allen Vermittlern, daß er überall Anstoß erregte.*) Der Vater bedauert ihn, daß er im politischen Fache nur mit Leuten vom allergewöhnlichsten Schlage zu kämpfen habe, welche jeder tiefern philosophischen und geschichtlichen Bildung entbehrend nicht zu begreifen vermöchten, daß die Aufklärung der Menschheit von jeher nur revolutions- und cirkelmäßig, nie aber in grader Linie fortschreitend gewesen. Andrerseits sei das abstracte französische Freiheits- und Gleichheitssystem so wenig ausführbar wie die Platonische Republik oder der Friedenstraum König Heinrich's IV.

In dieser Beziehung ganz mit dem Vater einverstanden und somit zwischen den unbedingten Gegnern und Lobrednern der Revolution eine eigenthümliche Stellung einnehmend, verdarb er es mit seiner ganzen Umgebung und galt den Einen als Jacobiner, den Andern als Anhänger des Despotismus, wieder Andern als ein Politicus, der den Mantel nach dem Winde hänge u. s. w. Er weiß sich indeß über diese schiefen Urtheile leicht zu trösten, da es ihm in der Theologie ebenso ergangen, daß er in der nämlichen Viertel-

*) Briefw. I. S. 114. 118 folgd.

stunde von dem Einen für einen Freund Lavaters, von dem Andern für einen argen Naturalisten und Heiden gehalten worden. Bekanntlich ist es ihm, wie er später ein berühmter Theolog wurde, hierin nicht besser geworden *), und er hat viel Anlaß gehabt, über die Thorheit der unverwüstlichen Menschengattung sich zu ärgern, die nicht eher ruht, als bis sie „Berg und Thal ausgeglichen" und den größten Genien eine ihrer armseligen Schablonen und Etiquetten, die den reichen Inhalt der Menschennatur nicht im Mindesten erschöpfen, angehängt hat, uneingedenk des treffenden Dichterwortes:

Ihr sucht die Menschen zu benennen
Und denkt am Namen sie zu kennen —
Wer tiefer sieht, gesteht sich frei:
Es ist was Anonymes dabei. —

Uebrigens waren es nicht politische Differenzen, welche dem schönen Leben in Schlobitten ein unerwartetes Ende machten, sondern pädagogische. Auch bei dieser Gelegenheit gab Schleiermacher einen Beweis seiner Charakterfestigkeit, indem er seiner entschiedenen Ueberzeugung eine höchst angenehme und behagliche Existenz opferte. Er durfte sich selbst das Zeugniß geben, einzelne Fälle abgerechnet, wo ihn menschliche Schwachheit ereilte, in Sachen seines Amtes angemessen und consequent gehandelt und mit aller Energie dem in aristokratischen Kreisen so häufigen Hange

*) Der Vorwurf der Zweideutigkeit, wobei man sich sogar seines Namens zu Witzeleien zu bedienen nicht scheute, ist ihm sehr mit Unrecht gemacht worden. Oft schien seine Meinung dunkel, verhüllt, sagt Steffens, seine Gesinnung nie. Sie war klar, durchsichtig, sein ganzes Dasein offen und faltenlos.

zur Ungründlichkeit bei seinen Schülern entgegengetreten zu sein, höchstens konnte er sich daraus einen Vorwurf machen, daß er aus Unerfahrenheit und allzugroßem Zutrauen sich Anfangs zu unbedingt hingegeben und über die ihm zustehenden Rechte nicht von vornherein mit den Eltern sich verständigt hatte*). Dem Grafen war es eigen, öfters von neuen pädagogischen Einfällen überrascht zu werden und diese dann gleich zur Ausführung bringen zu wollen, und das öfters in Gegenwart der Kinder, wenn er dem Unterrichte einen Augenblick beiwohnte. Er respectirte zwar dann den festen und entscheidenden Widerspruch des Hauslehrers, aber es machte ihn stets sehr verdrießlich, und einmal tadelte er bei solcher Gelegenheit sehr heftig, daß der Candidat auf manche von ihm vorgeschlagenen Einrichtungen keine Rücksicht genommen und sprach ein deutliches Wort von Trennung. Der Angegriffene suchte seine Consequenz zu vertheidigen und zeigte, wie selten ihm Gelegenheit gegeben worden, seine Gegengründe anzuführen (es war bei dem Grafen und seiner Gemahlin Grundsatz, Erörterungen zu meiden, wie es ja noch heut für vornehmen Umgangston gilt, es niemals zu gründlichen Discussionen über streitige Punkte kommen zu lassen) und daß es bei einer so wichtigen Sache wie die Erziehung durchaus nicht genüge, nur das Befohlene zu thun, sondern daß man nach wohlerwogenen Grundsätzen handeln müsse. Der Graf war edel genug, da er die Richtigkeit dieser Aufstellungen anerkennen mußte, zu gestehen, daß ihm das Wort vom Abschied im Eifer entfahren, aber ein adliges

*) Briefw. I. S. 120 folgd.

militärisches Wort nimmt sich doch nicht leicht zurück, und so blieb es bei der Trennung. Sie wurde in der That beiden Theilen schwer. Es kostete Schleiermacher viel, den lieben Ort und die bei allen aristokratischen Schwächen im Grunde doch edel und gut denkenden Menschen zu verlassen, und die gräfliche Familie konnte nur ungern einen solchen durch Geist und Charakter ausgezeichneten jungen Mann scheiden sehen. Deshalb blieben sie sich trotz der äußeren Trennung doch stets innerlich nah und bewahrten für alle Folgezeit gegenseitige herzliche Zuneigung und Hochachtung.

Schleiermacher ging zunächst wieder zu seinem väterlichen Freunde nach Drossen, wo er am 17. Juni 1793 eintraf. Aber lange konnte er sich über den Verlust der ihm so lieb gewordenen Verhältnisse nicht beruhigen, bis ihn der Gedanke tröstete: „Wer weiß, wozu auch das gut ist! Eine jede Periode meines Lebens ist mir bis jetzt als eine Schule erschienen, und aus diesem Gesichtspunkt betrachtet war es wohl Zeit, meinen Aufenthalt dort zu endigen; denn was ich da lernen konnte, glaub' ich, hatte ich gelernt. Laß nun eine neue Schule angehen, wenn sie auch nicht so angenehm ist; ist sie nur lehrreich, so werde ich immer glauben, als ein liebes Kind von dem ewigen Vater geführt zu werden; denn seine Führungen zielen dahin, mich besser und vollkommener zu machen. Dieser Glaube wird mächtiger sein, als die Besorgniß über meine jetzt freilich ungewisse Lage." *)

*) Briefw. I. S. 127 u. f.

## 4. Landsberg.

(1794—1796.)

Im Herbste des Jahres 1793 eröffnete sich für Schleiermacher eine Aussicht auf Anstellung. Wiederum durch Vermittlung des Hofprediger Sack, in dessen Familiencirkel er mehrere sehr angenehme Tage verlebt hatte, wurde ihm nach Abhaltung einer doppelten Probelection auf dem Friedrich-Werderschen Gymnasium zu Berlin eine Stelle im Königl. Seminar für gelehrte Schulen, welches unter Leitung des Oberschulrath Dr. Gedike stand, und zugleich die interimistische Besorgung einiger Lehrstunden an dem vom Hofrath Kornmesser 1779 gestifteten Waisenhause übertragen. Die Mitgliedschaft am philologischen Seminar legte ihm die Verpflichtung auf, wöchentlich 8—10 Lehrstunden zu geben und vierteljährlich einige philologische Abhandlungen einzureichen, das Einkommen betrug nur zehn Thaler monatlich. Mit der Lehrstelle am Waisenhause war wenigstens der Vortheil freier Station verbunden, dennoch war das Auskommen ziemlich dürftig, und der größte Theil der in Schlobitten gemachten kleinen Ersparnisse mußte daran gegeben werden, um seine Existenz zu sichern. Auch war die Art der Wirksamkeit für Schleiermacher nicht recht befriedigend. Seit seinem sechszehnten Jahre hatte er keine große Schulanstalt gekannt, als nur eine solche, welche von einem ganz eigenthümlichen Geiste regiert wurde und er mußte deshalb mancherlei zum Theil unangenehme Erfahrungen machen, ehe er sein Terrain richtig zu beurtheilen lernte und einigen Erfolg von seiner mühevollen Arbeit sich

versprechen durfte. Indeß tröstete ihn die Hoffnung, recht bald eine ihm mehr zusagende Thätigkeit zu finden. Der Prediger Schumann zu Landsberg an der Wartha, wie schon gesagt, ein Verwandter seiner Familie, den er während seines Aufenthaltes in Drossen kennen gelernt und für welchen er schon mehrmals gepredigt hatte, sah sich seiner Kränklichkeit halber genöthigt, um einen Gehilfen im Amte zu bitten und hatte Schleiermacher dafür in Vorschlag gebracht. Im März 1794 genehmigte die kirchliche Behörde seine Anstellung, binnen acht Tagen war er examinirt und ordinirt und sollte zum Osterfest in sein neues Amt eintreten. Und wenn er auch ungern die literarischen Vortheile aufgab, welche die Hauptstadt bot, so war ihm doch diese neue Thätigkeit als Adjunct in Landsberg im Uebrigen höchst erfreulich, einmal weil ihm doch die Theologie vor Allem ans Herz gewachsen war, dann weil das Schumannsche Haus ihm sehr befreundet war und die gesunde Lage des hübschen Ortes vortheilhaft auf seine nicht eben feste Gesundheit und sein Gemüth zu wirken versprach. — Am Charfreitag (23. April) hielt er seine Antrittspredigt über 1. Cor. 11, 28 mit der Mahnung, Jesu Tod aus Dankbarkeit aller Welt zu verkünden.

Schnell fand der junge Prediger bei der neuen Gemeinde Anklang und wirkte die drittehalb Jahre, welche ihm an derselben zu arbeiten vergönnt war, mit großer Amtsfreudigkeit und gewiß nicht ohne Segen. „Ich mache keinen Anspruch darauf, schreibt er dem Vater (Briefw. I. S. 135) diesen Zulauf zu behalten, der vielleicht noch einige Wochen lang Mode sein und dann wie jede Mode aufhören wird; aber ich wünsche von Herzen, daß Gott meine Vor-

träge dahin segnen möge, daß sie wirkliche Erbauung stiften und so zu Herzen gehen mögen, wie sie hoffentlich immer von Herzen kommen werden. Wie wichtig und rührend es mir ist, nun unter die Zahl derjenigen zu gehören, denen ein so wichtiges Amt anvertraut ist, und daß ich es nicht handwerksmäßig als mein Brod ansehe, noch jemals so zu behandeln gedenke, davon schweige ich gegen Sie."

Auch nahm er sich mit großem Eifer des Jugendunterrichtes an, so herzlich sauer ihm derselbe bei den etwas schwerfälligen und verwahrlosten Köpfen werden mochte. Seine äußere Lage war auch hier sehr bescheiden: aus zwei Tischen und drei Stühlen bestand eine Zeit lang sein ganzes Mobiliar, doch machte diese Armuth, wie es scheint, mehr dem Vater, als ihm selbst Sorge. Nur das war ihm betrübend, bei dieser pecuniären Lage ganz ohne Aussicht zu sein, den lang gewünschten Besuch bei den Seinen in Schlesien zu machen, welche er zehn Jahre nicht gesehen hatte. Wiederum konnte auch der Vater bei seinen beschränkten Mitteln und den Verpflichtungen gegen die Kinder zweiter Ehe unmöglich die so weite und kostspielige Reise nach Landsberg wagen und mußte sich über die Entbehrung des Wiedersehens mit den Briefen und dem Gedanken trösten, daß seine abwesenden Kinder die Freude und der Trost seines Alters seien.

In einem recht herzlichen Briefe v. 3. Juli 1794 (dem letzten) hatte er dem Sohne Glück und Segen zu seiner neuen Wirksamkeit gewünscht und ihn noch so fragend angeschaut, ob nicht bald „Untersuchungen über die politische

Philosophie der Alten" oder eine „concentrirte Darstellung des Platonischen Systems" von ihm erscheinen würden — da starb er im September zum großen Schmerze aller seiner Kinder, nachdem er nur um wenige Monate das neun- und sechszigste Lebensjahr überschritten hatte.

Welchen Eindruck dieser unerwartete Todesfall auf den sechs- und zwanzigjährigen Sohn machte, davon giebt ein Brief, den er am 6. October an seine Schwester geschrieben, ein beredtes Zeugniß*): „Ein seltenes Glück haben wir verloren. Wir stehen nicht als gewöhnliche Waisen da, denen etwa ihr Ernährer, ihr Versorger entrissen ist und denen die erste beste Mildthätigkeit Ersatz geben kann: *einen Freund*, der von Anfang unsres Lebens bewährt gefunden ist und den wir nun ohne alle Beimischung von weniger edlen Antrieben ehren und lieben und für ihn beten können. Ein seltenes Glück haben wir besessen und verloren. Mit eben der Theilnahme, womit ich an den Genuß gedacht habe, den du verlierst, hast du auch an die schönen Hoffnungen gedacht, die ich hatte. Es wäre wohl billig gewesen, nach so vielen Jahren Abwesenheit, *nach so vielen mit mir vorgegangenen Veränderungen, wovon der gute Vater wohl gern das Resultat von Angesicht zu Angesicht gesehen hätte* — es wäre wohl billig gewesen, daß eine gütige Schickung uns noch einmal zusammengeführt hätte; doch — es sollte nicht sein. Du leidest allerdings mehr von Beklagern und Tröstern, das glaube ich gern; dafür hattest du oft die Freude, ihn zu sehen und

*) Briefw. I. S. 139.

hast ununterbrochen im Genuß gegenseitiger Liebe mit ihm gestanden. In meinem Leben hingegen giebt es eine Periode, deren Erinnerung sich mir jetzt oft unwillkührlich aufdrängt, wo ich das Herz des vortrefflichen Vaters verkannte, wo ich glaubte, er thäte mir zuviel und beurtheilte mich falsch, weil ich seinen Meinungen nicht zugethan war. Eine gewisse Kälte gegen ihn, welche daraus entstand, erscheint mir als die dunkelste Stelle meines Lebens. Doch ich habe mein Unrecht im Stillen erkannt, und er hat verziehen, ohne daß ich darum gebeten hatte. Ich habe sein Herz seitdem besser schätzen gelernt und ihm doch einige Jahre mit warmer, ganzer Liebe und offener Vertraulichkeit gelohnt. Was mich noch kränkt, ist, daß ich ihm auf seinen letzten Brief die Antwort schuldig geblieben, eine Schuld, die nun leider unbezahlbar geworden ist; allein ich tröste mich, daß, wenn ich Alles leisten wollte, was er verlangte, er ihn doch nicht mehr hätte erhalten können. Die armen Kleinen dauern mich sehr; wie wird es ihnen ergehen? wird unsere Mutter im Stande sein sie allein mit dem Geist und dem Erfolg zu erziehen, wie es unseres Seligen würdig wäre? Das ist eine Frage, die mir sehr am Herzen liegt. — Mit uns, meine Liebe, bleibt es übrigens dabei, daß wir das Band unserer Freundschaft noch enger zusammenziehen, daß wir uns noch fester aneinander halten, da wir eine solche Stütze verloren haben und daß wir uns oft auf den hinweisen, der uns verlassen hat. Friede, Friede mit seiner Asche und Wohlgefallen seiner Seele an seinen Kindern."

Und viele Jahre später schreibt er seiner Freundin

Eleonore (7. Aug. 1802) welche damals ihre sterbenskranke Mutter pflegte: „Sie wissen, wie lange ich verwaist bin, aber es giebt wohl nicht leicht einen Tag, wo ich nicht mit Liebe, besonders meines Vaters, gedächte. — Wäre es mir so gut geworden, seine letzten Augenblicke zu verschönern, mit kindlicher Hand seine Augen zuzudrücken — gern hätte ich das Denkmal davon an meiner Gesundheit tragen wollen!"

Diese seltene kindliche Pietät darf mit Recht als einer der am schärfsten hervortretenden Züge in Schleiermachers geistiger Physiognomie bezeichnet werden, der schöne Zug unwandelbarer Treue in aller seiner Liebe und Zuneigung.*)

Er wurde nicht schnell vertraut bei neuen Bekanntschaften, weil er sich nicht leicht weggab, weshalb ihn so Viele, denen er bei der ersten Begegnung nicht mit der erwarteten Wärme und Herzlichkeit entgegengetreten war, für kalt und verschlossen hielten. Wen er aber einmal als bieder erkannt und in sein Herz geschlossen, der hatte darin eine sichere Stätte.

---

*) Kosak a. a. O. S. 13. Pischon in der Grabrede am 15. Febr. 1834: Sehen wir hinweg von dem, was er gewirkt hat und fragen: Was ist Schleiermacher gewesen im Innersten seines Geistes? was war der eigentliche Grundton seines Wesens? Ich darf es freudig aussprechen als eine unumstößliche Wahrheit, wie oft auch die Welt es verkannt hat: das ist die Liebe gewesen. In dieser Liebe hat er das Größte und Kleinste ergriffen und werth gehalten und sich Alles angeeignet, was Gott ihm nahe gestellt hat auf seiner Bahn. In dieser Liebe hat er Alle freudig gewähren lassen in ihrer Kraft und hat die, welche seiner Größe sich nicht zu nahen wagten, in Freundlichkeit zu sich gezogen und wo er ein verlassenes, trauerndes Gemüth kannte, es getröstet und gekräftigt.

Um seiner Freunde willen von der Welt arg verkannt und schwer getadelt zu werden — das ist oft sein Schicksal gewesen, und er hat mit der größten Bereitwilligkeit und Uneigennützigkeit selbst für solche seiner jeweiligen Genossen, die nach dem Urtheil der unbefangeneren Nachwelt seiner nicht ganz würdig waren, Schmach und Unehre aller Art getragen. Aber er ist dafür reich belohnt worden. Denn diese Fähigkeit zu hingebender Liebe und inniger Freundschaft, die ihm so besonders eigen war, hat ihm die reichste Gegenliebe eingetragen — gewiß wenige Menschen sind so heiß geliebt und so dankbar verehrt worden, als grade Friedrich Schleiermacher.

---

## Zweiter Abschnitt.

# Sturm- und Drangperiode 1796—1804.

### 1. Das Amt an der Charité in Berlin.

(1796—1802.)

Um die Mitte des Jahres 1795 war der Prediger Schumann in Landsberg gestorben; in dessen Stelle definitiv einzurücken war Schleiermacher noch zu jung. Es war ihm deshalb erwünscht, durch das Kirchendirectorium das neu eingerichtete Amt eines Seelsorgers an der Charité in Berlin angeboten zu erhalten. Am 18. September 1796 trat er in seinen neuen Wirkungskreis, in welchem er volle sechs Jahre verbleiben sollte.

Mit dieser Uebersiedelung Schleiermachers nach Berlin treten wir in diejenige Periode seines Lebens, welche besonders nach Seiten seines Umgangs von jeher lebhaften Anstoß gegeben und die wir mit dem aus der klassischen Dichterzeit her üblichen Ausdruck als Sturm- und Drangperiode bezeichnen dürfen.

Jene große Erregung der Geister an der Grenzscheide zweier Jahrhunderte ergriff auch den jungen Theologen mit stürmischer Gewalt und auch er hat der Zeit seinen Tribut zollen müssen. Bis dahin in den einfachsten Verhältnissen ein gelehrtes Stillleben führend, in dem es nicht allzu schwer war, sich rein und vorwurfsfrei zu erhalten, wurde er auf einmal in einen großen Kreis geistig bedeutender jugendfrischer und leidenschaftlich erregter Menschen hineingezogen, welche im Gefühl ihrer Ueberlegenheit und in genialer Ungebundenheit der Ueberlieferung und geltenden Sitte den Handschuh hinzuwerfen kühn genug waren. Es war insbesondere die sogenannte romantische Schule, zu welcher Schleiermacher in die nächsten Beziehungen trat. In gewissem Sinne hatte diese Richtung allerdings die Zukunft und als sie auf ihrem Höhepunkte stand, die Sympathieen der besten Köpfe der Nation für sich. Denn abgesehen von ihren unzweifelhaften Verdiensten im engeren Gebiete der poetischen Literatur, deren intensive und extensive Erweiterung sie durch höhere und würdigere Anschauungen von der Kunst, wie durch die meisterhaften Uebertragungen englischer, italienischer, spanischer und orientalischer Dichtung in großartigem Maßstabe förderte, war ihre feine und geschmackvolle Kritik und die entschiedene Opposition gegen alles Mittelmäßige und Platte, gegen die handwerksmäßige Behandlung der Dichtung, gegen die nüchterne Verständigkeit und Dürre überhaupt, welche als populärer Niederschlag der Kantischen Philosophie die Durchschnittsbildung der Zeit charakterisirte, ein wesentliches Ferment für Herbeiführung einer besseren Zukunft. „Wenn unter den Leistungen der

neuen Schule, sagt Gervinus *), auch nichts übrig bleiben sollte, was unserem geläuterten ästhetischen Sinne in der Weise zusagte, wie die Schriften unserer Meister, so machte sie sich doch schon dadurch außerordentlich verdient, daß sie immer ein Höchstes in Aussicht hatte und die Ideen, welche Göthe und Schiller ausgesprochen, die aber noch keineswegs Gemeingut der Nation waren, in Vertrieb brachte und in Umlauf setzte." In der unermüdlichen Polemik der Tieck und Schlegel gegen die herabziehenden Tendenzen der Kotzebue, Lafontaine und ihres ganzen Anhangs liegt offenbar das höhere Recht und die größere Einsicht auf Seiten der Romantiker. Aber so sehr diese Höhe der Ziele und des geistigen Bedürfnisses, dieser frischere Zug des Lebens, der die damalige jüngere und strebsamere Generation ergriff, berechtigt und erfreulich war, so hatte das Treiben der Romantiker doch auch seine bedenkliche Kehrseite. Die größere Welt, welche sie eröffneten, macht auch größere Ansprüche, welche die schnell aufgeregte Jugend leicht statt mit besonnener Arbeit mit überfliegendem Dünkel zu befriedigen sucht. „Die Gunst der Gelegenheit schafft ihr schnelle Ueberblicke, die lebhafte Phantasie der Jugend giebt größere Aussichten hinzu, ein vorschnelles Urteil bildet sich, und ein verkehrter Maßstab wird an die Erscheinungen gelegt **). Dann dünkt ihr das

*) Gesch. d. poet. Nat. Lit. V. S. 350 folgd. Vischer Aesthet. II. 2. S. 519. „Die romantische Schule hatte große Talente, die eine Masse noch ungegrabener Schätze aufgeschlossen haben; das menschliche Herz ist in neuen Tiefen erklungen."

**) Vischer a. a. O. S. 518. „Die Romantiker brachten es zu magischer Farbenpracht, aber es war nur die Gluth eines

Unklare tief, das Ungeordnete genial, der empfängliche Sinn für das Schöne wird mit der Fähigkeit, zu produciren, verwechselt, und so entsteht leicht außerordentliche Selbstüberschätzung. Das war auch mit der jungen romantischen Literatur der Fall.*)

Dem Geistreichen gehört die Welt, was außerhalb der kleinen bevorzugten Gemeinde steht, hat keine Berechtigung, wird daher ignorirt oder ironisch belächelt. Die Macht der freien Persönlichkeit wird in allen Tonarten gepriesen, das Genie mit seinen individuellen Leidenschaften, seiner Laune und Willkühr emancipirt sich nicht bloß von der oft philisterhaften Sitte, sondern auch bald genug von der Moral und

---

Abendrothes. — Mit der Satyre auf die Aufklärung fing sie an und predigte nun, das Mittelalter und seine „mondbeglänzte Zaubernacht" müsse das Glaubensbekenntniß des Dichters werden; nicht die inneren Wunder des gläubigen Gemüthes, sondern seine ganze Welt von Sagen, Pfaffen, Rittern müsse Dogma in der Welt der Phantasie, ja selbst in der wirklichen werden. Was das Mittelalter wahrhaft Großes hat, seine Helden, seine Bürger, seine weltgeschichtlichen Kämpfe, kurz der Charakter, gerade dies würde nicht benützt. Die Schule predigte Begeisterung ohne Besonnenheit, den Wahnsinn, den Opiumsrausch, den Traum, seine üppigen Gaukeleien und seine bangen Schauer vor den bedrohlichen Abgründen des Lebens."

*) Schiller:

Jahre lang bildet der Meister und kann sich nimmer genug thun,
Dem genialen Geschlecht wird es im Traume bescheert.
Was sie gestern gelernt, das wollen sie heute schon lehren.
Ach, was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedärm!

dem Gesetz, und es kommt zu sittlichen Zerwürfnissen der schlimmsten Art, politischen und religiösen Conversionen u. s. w. Es waren freilich sehr verschieden geartete Geister, die in dieser Richtung eine Zeit lang zusammengingen: Tieck, beide Schlegels, Hardenberg, Jean Paul, Friedrich Gentz, Alexander Graf Dohna, Prinz Louis Ferdinand, später Varnhagen, die Humboldts, Scharnhorst, Niebuhr, Nicolovius, Alexander von der Marwitz, Chamisso u. A. Es war die jugendliche Frische und die Höhe des Strebens, welche gerade tüchtige und energische Naturen anzog, während die mannichfachen Ausartungen und Verkehrtheiten der Romantik: die literarische Vornehmthuerei, die sittliche Zerfahrenheit, die capriciöse Hinneigung zum Katholizismus und dergl. sie wieder abstießen. Diesem romantischen Kreise also gehörte auch Schleiermacher eine Zeit lang mit vollster Hingebung und Begeisterung an und ließ sich im sicheren Gefühl des eigenen sittlichen Maaßes eine Zeit lang auf den hohen Fluthen dieser Bewegung treiben. Wie irgend Einer war auch er tief ergriffen „von jenem aus Poesie, lebendigem Naturgefühl und tieferer Geschichtserkenntniß wohlthätig gemischten Bildungsdrange“, doch konnte er freilich für die Dauer von diesen romantischen Elementen nur das festhalten, was seinem festgefügten Verstande, seiner sittlichen Kernnatur und seiner protestantischen Erziehung conform war. Aber begreiflich ist es, daß diese glänzende Bildungssphäre einen Geist wie den seinigen mächtig anzog und fesselte. —

Was es in dem damaligen Berlin an aufstrebenden Talenten gab, gruppirte sich großentheils um einige sehr

reiche und gebildete jüdische Familien. Denn diese waren die einzigen, welche ein großes Haus machten und bei denen man wegen ihrer Wohlhabenheit und ihrer ausgebreiteten Verbindungen Fremde aller Stände antreffen und sich auf eine angenehme und zwanglose Art unterhalten konnte. Ueber den Conversationston der damaligen Berliner Gesellschaft finden sich in den durch J. Fürst veröffentlichten Erinnerungen der Henriette Herz*) recht interessante Mittheilungen, aus denen wir das hierher Gehörige entnehmen.

Von dem Hofe König Friedrich Wilhelm II. ging eine anregende Geselligkeit in keiner Weise aus. Ebensowenig fand man bei den höheren Staatsbeamten und Gelehrten etwas der Art. Die wohlhabenden christlichen Kaufleute — deren Zahl übrigens sehr gering war — gaben wohl prächtige Gastmähler und Feste, erstrebten aber von der Bildung nur einen sehr äußeren Firniß. Den kleinen Beamten drückte Arbeitslast und Armuth viel zu sehr, als daß von einer geistigen Erhebung durch erweiterten Umgang bei ihm hätte die Rede sein können. So waren es fast ausschließlich die durch großartige Handelsgeschäfte zu bedeutendem Besitz gelangten jüdischen Familien, welche ein offenes Haus machten, in denen Fremde und Eingeführte, der Gelehrte wie der Stutzer, wer nur irgend ein Talent, und wäre es auch ein bloß geselliges aufzuweisen hatte, jederzeit guten Empfanges sicher waren. Mit großem Eifer wandten sich damals die jüdischen, überdieß zum Theil durch Schönheit und Geist ausgezeichneten Frauen, besonders seit der durch Moses

---

*) Henriette Herz. Von J. Fürst. Berlin 1850. 2. Aufl. 1858.

Mendelssohn gegebenen Anregung, der schönen deutschen Literatur zu, deren vollste Blüthezeit ja gerade in den Ausgang des vorigen Jahrhunderts fällt. Da wurden Schauspiele aufgeführt oder mit vertheilten Rollen gelesen, da wurde Englisch und Französisch eifrig getrieben, aber auch die empfindsamen Romane der Zeit mit großer Begier verschlungen. Durch diese Beschäftigung der Frauen mit der Literatur und den Ideenaustausch darüber kam ein ganz eigenthümlicher Geist in die Berliner Gesellschaft. „Er war allerdings aus der Literatur der neueren Völker hervorgegangen, aber die Saat war auf einen ganz ursprünglichen, jungfräulichen Boden gefallen. Hier fehlte jede Vermittelung durch eine Tradition, durch eine von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzende, mit dem Geist und Wissen der Zeit Schritt haltende Bildung, aber auch jedes aus solchem Bildungsgange erwachsene Vorurtheil. Einer solchen Natur dieses Geistes und dem Bewußtsein desselben in seinen Trägerinnen ist die Ueppigkeit, der Uebermuth, das sich Hinaussetzen über hergebrachte Formen zuzuschreiben; aber er war unleugbar sehr originell, sehr kräftig, sehr pikant, sehr anregend und oft bei staunenswerther Beweglichkeit von großer Tiefe".*) War es zu verwundern, daß die gegen die Juden herrschenden Vorurtheile nicht stark genug waren, um die jüngere Generation zu hindern, die hier allein sich bietende Gelegenheit zu geistiger Förderung durch anregenden Verkehr eifrig zu suchen? Es währte nicht lange, so war wie durch einen

*) Fürst a. a. O. S. 121.

Zauberbann Alles in diesen Kreis hineingezogen, was irgend geistig Bedeutendes von jungen Männern die Hauptstadt bewohnte oder auch nur besuchte. „Denn Selbstbewußtsein und Lebensfrische duldete nicht, daß das einmal aufgesteckte Licht unter den Scheffel gestellt würde, und bald leuchtete es in weiter Ferne.“ Allmählich folgten auch die Freisinnigeren unter den reifen Männern, und selbst Mitglieder des Königlichen Hauses, wie der bekannte geniale Prinz Louis Ferdinand, der später bei Saalfeld fiel, verschmähte diese Cirkel nicht. —

So war der Geist der Berliner Gesellschaft, als unser Theologe in die Hauptstadt kam. Suchte er auch nach der ihm eigenen Zurückhaltung nichts weniger als eine große und geräuschvolle Geselligkeit, so kam doch seinem lebendigen Streben nach allseitiger Ausbildung und seinem tiefen Bedürfnisse nach anregendem Umgange dieser Zuschnitt der socialen Verhältnisse sehr entgegen.

Mit zwei jüdischen Häusern, dem des Banquier Veit und des Arztes Marcus Herz, kam er schnell in lebhaften und innigen Verkehr. Uns interessiren zunächst die Frauen, welche hier den Ton angaben und zweifelsohne das eigentliche Element der Anziehung bildeten.

Dorothea Mendelssohn, die Tochter von Moses Mendelssohn, war in früher Jugend von ihrem Vater dem Kaufmann Veit verlobt worden, einem Manne, der obgleich von tüchtigem, edlen Charakter, doch damals noch von sehr beschränkter Bildung dem überaus lebendigen, mit glühender Einbildungskraft begabten Mädchen um so weniger behagen mochte, als ihm durchaus keine äußern Vor-

züge irgend welcher Art zu Gebote standen. Das Verhältniß beider Ehegatten blieb übrigens ein ganz leidliches, bis in Dorothea die feurigste Neigung für die glänzende Erscheinung Friedrich Schlegels erwachte, und das so immer größer werdende innere Mißverhältniß endlich auch zur äußern Trennung des Paares führte. —

Aber ungleich näher stand Schleiermacher die andere Frau. Henriette de Lemos, geb. am 5. September 1764, war die Tochter des portugiesischen Juden de Lemos, der lange Zeit für den ersten jüdischen Arzt in Berlin galt und in zärtlicher Liebe, wenn gleich nicht mit rechter Planmäßigkeit, ihre Erziehung geleitet hatte. Schon als fünfzehnjähriges Mädchen war sie dem in reiferen Mannesjahren stehenden philosophisch gebildeten Arzte Marcus Herz zur Ehe gegeben worden. Derselbe war aus Königsberg, wo er Kant mit großem Eifer studiert, nach Berlin gekommen und hatte sich dort rasch durch seine ungewöhnlichen Kenntnisse wie durch seinen stets schlagfertigen Witz eine Stellung errungen. Er hielt in seiner Wohnung vor einem sehr gewählten Publicum Vorlesungen über Experimentalphysik, bei denen er durch vortreffliche zum Theil damals noch ganz neue Apparate und Instrumente unterstützt wurde. Indem nun Herz die ihm liebsten seiner Zuhörer (u. A. die Gebrüder Humboldt mit ihrem Erzieher, Staatsrath Kunth) zu sich einlud, wurde sein geselliger Verkehr bald sehr erweitert. Für die neu auftauchende romantische Schule fühlte er wenig Sympathie, da er mit seiner Bildung in einer älteren Zeit wurzelnd und gemäß seiner überwiegenden Verstandesrichtung auch in der schönen Literatur die Lessing'sche Klarheit und

Schärfe überall zum Maßstab des Berechtigten machen wollte. Sehr begreiflich ist, daß ein solcher Mann seine überaus jugendliche Frau selbst erst erzog und bildete, damit sie ihm ebenbürtig zur Seite stehe und fähig würde, in seiner durch umfangreiche Berufsgeschäfte oft nothwendigen Abwesenheit das Haus mit Ehren zu vertreten. Und Henriette war eine empfängliche und gelehrige Schülerin. Sie entwickelte sich außerordentlich rasch und was mehr sagen will, sie kam selbst ihrem Manne gegenüber zu einer gewissen Selbstständigkeit des Urtheils, so daß sie nach eigener Wahl und Neigung den Kreis ihres Wissens erweiterte und z. B. die Schriften der Romantiker, deren Unklarheit Herz mit scharfem Spotte geißelte, wegen ihres poetischen Gehaltes besonders lieb gewann. Dabei hatte sie auch Sinn für Physik und großes Wohlgefallen an den Sprachen, von denen sie die neueren mit großer Geläufigkeit sprach, aber auch die alten (hebräisch, griechisch und lateinisch) sehr wohl zu würdigen wußte. In Folge dessen kam sie sehr bald in den Ruf einer gelehrten Frau, den sie durchaus weder suchte noch zu verdienen glaubte. Denn sie war von großer Bescheidenheit, eine Tugend, die Frau v. Varnhagen ihr zum Fehler anrechnet, weil sie dadurch gehindert worden sei, mit eigenen literarischen Schöpfungen vor die Oeffentlichkeit zu treten. In der That hat die Herz außer der zum Besten einer armen Verwandten unternommenen Uebersetzung zweier englischer Reisebeschreibungen*) (bei welcher Schleier-

*) Mungo Parks Reise in das Innere von Afrika 1795—1797 und Weld des Jüngeren Reise in die Vereinigten Staaten. Die erstere findet sich in der Geschichte der Land- und Seereisen. Berlin 1799.

macher ihr vielfach hilfreich gewesen und wofür er von ihr mit jenem seinen Freunden wohlbekannten Schreibtische beschenkt wurde, an dem er den größten Theil seiner Werke geschrieben hat) nichts veröffentlicht. Aber gerade in dieser zurückhaltenden Bescheidenheit dürfte ein Zug schöner Weiblichkeit liegen, wenn anders Molière Recht hat mit dem Wort:

Je veux, qu'une femme ait de clarté de tout,
Mais je ne lui veux point la passion choquante,
De se rendre savante, afin dêtre savante .....
De son étude enfin je veux, qu'elle se cache,
Et qu'elle ait du savoir, sans vouloir, qu'on le sache.

Es war nicht ihr gewiß achtungswerthes Wissen noch die geistige Begabung allein, auch nicht einmal ihre in der That außerordentliche Schönheit — (Henriette Herz war von hoher, königlicher Gestalt und äußerst gefälliger Fülle der Formen. Ihr Kopf von klassischem Typus, die Reinheit des Ovals ihres Gesichtes, die hohe Stirn, der kleine Mund mit den perlenähnlichen Zahnreihen, der Glanz des dunkeln Auges, das volle schwarze Haar war der Gegenstand ungetheilter Bewunderung der Künstler —) die sie weit über den Lenz ihres Lebens hinaus zu einer der gefeiertsten Frauen ihrer Zeit machte. Vielmehr erklärt sich der Zauber, den sie auf so viele an Geist und Herz ausgezeichnete Männer jeden Ranges und Standes geübt hat, gewiß nur aus der so seltenen Verbindung von Schönheit, Anmuth und Geist mit

---

XII. Bd., die andere in Forster's Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. Berlin 1800 (Voß).

edler Weiblichkeit und stets tactvoller Feinheit des Benehmens. —

Ueber ihre Ehe mit Marcus Herz, welche Schleiermacher ein wunderbar verschlungenes Verhältniß nennt*), schreibt sie selbst am 1. Dezember 1817, ihrem Hochzeitstage, in ihr Tagebuch: „Meine Ehe darf ich ein glückliches Verhältniß nennen, wenn vielleicht nicht eine glückliche Ehe. Die Ehe bildete für meinen Mann nicht einen Mittelpunkt seines Seins, und nächstdem war die unsere nicht durch Kinder gesegnet. Wäre mir dies Glück vergönnt gewesen, ich weiß, ich wäre eine gute Mutter geworden, wie ich eine gute Gattin war. Denn das Zeugniß darf ich mir geben: Mein Mann wurde durch mich so glücklich, als er es überhaupt durch eine Frau werden konnte."**)

Denn hatte sie mit ihrer Hand nicht auch zugleich ihr Herz vergeben, so schützte doch Pflichtgefühl und gewissenhafte Treue in den oft schweren Versuchungen, denen hundert andere erlegen wären, die junge, schöne und liebenswürdige Frau vor jedem Fehltritt. Und bald machte die glühende Leidenschaft der Männer, denen es vergönnt war, ihr zu nahen — und ihr Gatte, dessen Wunsch es war, daß neue Anschauungen ihr immer neue Quellen inneren Reichthums eröffneten, beschränkte sie in ihrem Umgange durchaus nicht — dem reineren Gefühle achtungsvoller Huldigung Platz, aus der bei Vielen eine für's Leben dauernde Freundschaft hervorging.

---

*) Briefw. I. S. 375.

**) Fürst a. a. O. S. 28.

Ganz anderer Art war das Verhältniß Schleiermachers zu dieser Frau. Es hat zu keiner Zeit, auch im Anfange nicht, den Charakter der Liebe oder auch nur leidenschaftlicher Erregtheit getragen. „Es ist eine recht vertraute und herzliche Freundschaft, schreibt er seiner Schwester in Gnadenfrei, die sich in dies Verhältniß nicht finden konnte,*) wobei von Mann und Frau gar nicht die Rede ist. Warum gar nichts anders sich hineingemischt hat und auch nie hineinmischen wird, ist nicht schwer zu erklären. Sie hat nie eine Wirkung auf mich gemacht, die mich in dieser Ruhe des Gemüthes hätte stören können. Wer sich etwas auf den Ausdruck des Innern versteht, der erkennt gleich in ihr ein leidenschaftsloses Wesen, und wenn ich auch bloß dem Einfluß des Aeußern Raum geben wollte, so hat sie für mich gar nichts Reizendes, obgleich ihr Gesicht unstreitig sehr schön ist, und ihre colossale, königliche Figur ist so sehr das Gegentheil der meinigen, daß, wenn ich mir vorstellte, wir wären Beide frei und liebten einander und heiratheten einander, ich immer von dieser Seite etwas Lächerliches und Abgeschmacktes darin finden würde, worüber ich mich nur sehr überwiegender Gründe wegen hinwegsetzen würde."

In gleicher Weise äußert sich Henriette Herz ihrerseits in den Aufzeichnungen über Schleiermacher:**) „Es fehlte nicht an Leuten, welche die Innigkeit unseres Verhältnisses kennend, ein anderes Gefühl als das der Freund-

---

*) Briefw. I. S. 273. Vom 12. Febr. 1801. Vgl. S. 201. 199.
**) Fürst a. a. O. S. 161.

schaft in uns voraussetzten. Dies war ein Irrthum. Man konnte sich mit Niemandem unumwundener über das gegenseitige Verhältniß aussprechen, als mit Schleiermacher, ja, es war recht eigentlich sein Bestreben, sich und die Andern darüber ins Klare zu setzen, damit nicht irgend eine Täuschung in dieser Beziehung ein Verhältniß trübe, welches, sowie es eben in Wirklichkeit bestand, ein schönes und das allein angemessene war. So haben wir uns denn auch öfter darüber ausgesprochen, daß wir kein anderes Gefühl für einander hätten und haben könnten, als Freundschaft, wenngleich die innigste, ja, so sonderbar es scheinen mag, wir setzten uns schriftlich die Gründe auseinander, welche verhinderten, daß unser Verhältniß ein anderes sein könne."

Der auffallende Contrast zwischen der schönen majestätischen Frau und dem kleinen, magern, nicht eben wohl gebauten Manne (an dem kaum etwas schön war als die hohe Stirn und die von Geistesblitzen durchleuchteten Augen) reizte sogar den Berliner Witz zu einer Carricatur (einer damals in Deutschland noch seltenen Ausdrucksweise der Satyre) in welcher Frau Herz dargestellt war, wie sie bei'm Spazierengehen ihren Freund als Knicker (kleinen Sonnenschirm) in der Hand trug.

Die erste Bekanntschaft der Beiden rührte aus dem Anfange des Jahres 1794, wo, wie wir oben sahen, Schleiermacher an dem Seminar von Gedike in Berlin eine kurze Zeit unterrichtete. Er wurde bei ihr eingeführt durch den Grafen Alexander von Dohna-Schlobitten, denselben, der

von 1808—1810 Preußischer Minister des Innern, dann 1813 Präsident des ständischen Ausschusses bei dem Ostpreußischen Landtage war und einer der Hauptschöpfer der Landwehr wurde, ein Aristokrat im besten Sinne des Wortes. Enger wurde die Beziehung aber erst 1796, als Schleiermacher von Landsberg a. d. W. nach der Hauptstadt kam. Und hier ist Henriettens Scharfblick zu bewundern, daß sie die Bedeutung und den Werth ihres großen Freundes schon zu einer Zeit erkannte, als er in der Gesellschaft noch eine durchaus untergeordnete Stellung einnahm und sich auch literarisch noch so gut wie gar nicht bekannt gemacht hatte. Zwischen den so durchaus ähnlich organisirten Gemüthern (Schleiermacher nennt die Herz scherzend die ihm nächstverwandte Substanz, Briefw. I. 201) bildete sich sehr schnell das vertraulichste Verhältniß. Es verging wohl kein Abend, erzählt Frau Herz*), an dem er nicht den weiten Weg von dem Charité-Gebäude, wo er seine Amtswohnung hatte, bis zur Neuen Friedrichsstraße, wo wir damals wohnten, gemacht hätte. An Winterabenden war sein Weg zu uns nicht ohne Beschwer, ja er wurde sogar bedenklich, als Schl. während eines Umbaues in der Charité eine Wohnung auf der jetzigen Oranienburger Chaussee bezogen hatte, damals eine Abends unbeleuchtete Landstraße, an welcher nur wenige Häuser in weiten Entfernungen von einander standen. Er hatte sich jedoch bereits in dem Maaße an meinen Mann und mich attachirt, und wußte seinerseits uns ihm so aufrichtig befreundet. daß er dadurch nicht von seinen all-

---

*) Fürst S. 156.

abendlichen Besuchen zurückgehalten wurde. In unserer Besorgniß um ihn verehrten wir ihm eine kleine Laterne, solcher Art eingerichtet, daß er sie in ein Knopfloch seines Rockes einhaken konnte, und so angethan ging dann der kleine Mann an jedem Winter-Abende von uns, wenn er nicht schon so ankam.

Er selbst beschreibt diesen Verkehr mit seiner Freundin recht anmuthig in einem Briefe an seine Schwester Charlotte: *) „Am meisten lebe ich jetzt mit der Herz; sie wohnt den Sommer über in einem niedlichen kleinen Hause im Thiergarten, wo sie wenig Menschen sieht und ich sie also recht genießen kann. Ich pflege jede Woche wenigstens einmal einen ganzen Tag bei ihr zuzubringen. Ich könnte das bei wenig Menschen; aber in einer Abwechselung von Beschäftigungen und Vergnügungen geht mir der Tag sehr angenehm hin. Sie hat mich italienisch gelehrt, oder thut es vielmehr noch, wir lesen den Shakspeare zusammen, wir beschäftigen uns mit Physik, ich theile ihr etwas von meiner Naturkenntniß mit, wir lesen bald dies, bald jenes aus einem guten deutschen Buch, dazwischen gehen wir in den schönsten Stunden spazieren und reden recht aus dem Innersten des Gemüthes mit einander über die wichtigsten Dinge. So haben wir es seit dem Anfang des Frühlings getrieben, und Niemand hat uns gestört. Herz schätzt mich und liebt mich, so sehr wir auch von einander unterschieden sind. Der Herz ihre Schwestern, ein Paar liebe Mädchen, freuen sich, so oft

---

*) Briefw. I. S. 182 vom 30. Mai 1798.

ich komme und sogar ihre Mutter, eine verdrießliche und strenge Frau, hat mich in Affection genommen."

Doch fanden sich, als Friedrich Schlegel nach Berlin gekommen und bald in vertraute Beziehung zu Dorothea Veit und Schleiermacher getreten war, mancherlei Mißhelligkeiten innerhalb des engern Kreises. Schlegel war eifersüchtig auf die Gunst, in der Schleiermacher bei Henrietten stand, und Dorothea Veit beklagte sich über Vernachlässigung Seitens Schleiermachers; ihre Freundin Henriette, meinte sie, besitze sein ganzes reiches Gemüth, für die Andern sei er Alles nur par charité. Indeß wußte Schleiermacher mit seiner Ruhe und der Ueberlegenheit, welche ihm die Freiheit von Leidenschaft gab, Alles wieder ins Gleiche zu bringen und die ihm so werthe Zuneigung Schlegels und beider Frauen sich zu erhalten.

In Bezug auf den Ersteren war das freilich nicht für die Dauer möglich, wie wir später sehen werden. Aber das Verhältniß zu seiner Freundin Herz blieb in seiner schönen Lauterkeit und leidenschaftslosen Reinheit durch allen Wechsel der Jahre und Verhältnisse fast ganz ungetrübt erhalten. Ihr ruhiger, harmonischer Sinn, ihr tiefes Gemüth, ihre werkthätige Liebe übten die gleiche Anziehungskraft ungeschwächt auf den so sehr der echten Freundschaft fähigen und bedürftigen Mann.*) Und gerade durch ihre echt weibliche Art, sich mehr hingebend

---

*) Vgl. Briefw. I. 201. Ach, liebe Jette, thun Sie Gutes an mir und schreiben Sie mir fleißig, das muß mein Leben erhalten, welches schlechterdings in der Einsamkeit nicht gedeihen kann.

und empfangend als bestimmend zu verhalten, bot sie ihm, wie Fürst sehr richtig bemerkt*), Anderes und Förderlicheres, als viele ihrer vielleicht noch mehr geistsprühenden aber minder weiblichen Schwestern es vermocht hätten. Denn während die Letzteren, getrieben durch die mehr männlichen Eigenschaften ihres Geistes sich kritisch, ja oft negirend gegen die geistigen Erzeugnisse der Männer verhielten, wobei jene Kritik bei der nie ganz zu beseitigenden Eigenthümlichkeit des weiblichen Geistes doch mehr das Einzelne als das Ganze umfaßte oder traf und daher den, welchem sie galt, nicht auf eine entsprechendere Bahn leiten noch weniger aber ihm eine neue eröffnen konnte, war der Geist dieser Frau ein vollkommen weiblicher und ihre Einsicht in die Natur der weiblichen Bildung die vollkommen richtige. Nicht von sich abzuweisen, nicht der geistigen Schöpfung, die ihr geboten ward, eine andere eigene gewissermaßen feindlich gegenüberzustellen, war hier ihr Bestreben, vielmehr in sich aufzunehmen, in sich weiter zu bilden, und so dem schaffenden Freunde den lohnendsten Dank für seine Thätigkeit entgegen zu bringen durch liebevolles Verständniß.**) Und wenn sie, wie edle Naturen es zu sein

*) a. a. O. S. 7.

**) Man vgl. die schönen Worte der Prinzessin Lenore in Göthe's Tasso I, 1:

Ich freue mich, wenn kluge Männer sprechen,
Daß ich verstehen kann, wie sie es meinen,
Es sei ein Urtheil über einen Mann
Der alten Zeit und seiner Thaten Werth;
Es sei von einer Wissenschaft die Rede,

pflegen, oft mit sich selbst nicht zufrieden war, und das Innere der sonst in sich so festen und gleichmüthigen Frau eine vielleicht aus ihrer Kinderlosigkeit mit zu erklärende unbefriedigte Sehnsucht nach entsprechender äußerer Thätigkeit durchzog, so wußte der Freund sie zu einer richtigeren Schätzung dessen, was sie leistete, hinzuführen: „Eigentlich giebt es doch keinen größern Gegenstand des Wirkens als das Gemüth, schreibt er ihr von Landsberg aus am 6. September 1798 *), wirken Sie etwa da nicht? O, Sie fruchtbare, Sie vielwirkende, eine wahre Ceres sind Sie für die innere Natur und legen einen so großen Accent in die Thätigkeit der Außenwelt, die so durchaus nur Mittel ist, wo der Mensch in dem allgemeinen Mechanismus sich verliert, von der so wenig bis zum eigentlichen Zweck und Ziel alles Thuns hingedeiht und immer tausendmal so viel unterwegs verloren geht! Und jenes Thun und Treiben, wobei sich der Mensch müht und schwitzt, ist es nicht lärmend und tobend gegen unsere stille Thätigkeit? Wer vernimmt etwas von uns? Was weiß die Welt von unserer inneren Natur und ihren Bewegungen? Ist ihr nicht Alles Geheimniß? Sehen Sie nur, was Sie gethan haben und noch thun und thun werden und gestehen Sie, daß dieses Thun und Bilden unendlich mehr ist, als Alles, was der

---

Die durch Erfahrung weiter ausgebreitet
Dem Menschen nützt, indem sie ihr erhebt:
Wohin sich das Gespräch der Edlen lenkt,
Ich folge gern, denn mir wird leicht zu folgen."

*) Briefw. I. S. 195. vgl. Fürst a. a. O. S. 44.

Mensch über das große Chaos, welches er sich zurecht machen soll, gewinnen kann." Es ist derselbe Gedanke, wie ihn Schiller in dem bekannten Epigramm ausspricht: „Adel ist auch in der sittlichen Welt. Gemeine Naturen zahlen mit dem, was sie thun, edle mit dem, was sie sind." Später freilich, als Marcus Herz gestorben war (Januar 1803) räth er ihr selbst, ihrem Leben einen recht praktischen Charakter zu geben, (nicht bloß Sprachen und Wissenschaft zu treiben) sich bestimmte Ziele zu setzen und einen bestimmten Wirkungskreis.*) Und es war nahe daran, daß sich ihr ein solches und zwar sehr glänzendes Feld der Thätigkeit eröffnete, als ihr durch ihren Freund Delbrück in höherem Auftrage das ehrenvolle Anerbieten gemacht wurde, die Erziehung der Prinzessin Charlotte, späteren Kaiserin von Rußland, zu übernehmen. Doch scheiterte die Sache an dem von ihr geforderten Uebertritt zur christlichen Religion, gegen den sie sich damals aus Gründen kindlicher Pietät sträubte. (Nach dem Tode ihrer Mutter im Jahre 1817 ließ sie sich in Zossen von dem ihr befreundeten Superintendenten Wolf in den Bund der Christenheit aufnehmen. Die Ablehnung eines öffentlichen Uebertrittes in Berlin, wie ihn Schleiermacher, durch die hohe Bedeutung der Uebertretenden bestimmt, gewünscht hatte, war die erste und einzige Wolke, welche ihr schönes Verhältniß zu demselben für kurze Zeit umflorte). Ebenso zerschlug sich einige Jahre später eine ähnliche Verhandlung, als ihr der Unterricht einer Nichte Murats, des nachmaligen Königs von Neapel, übertragen werden sollte, an der Zu-

---

*) Briefw. I. S. 196.

muthung, ihren der französischen Zunge unbequemen Namen zu ändern. So blieb sie mit Ausnahme eines kurzen Aufenthalts in Rügen, wo sie die Kinder ihrer Freundin Charlotte von Kathen erziehen half (1808) und mehrerer besonders aus Kunstliebe unternommenen Reisen nach Dresden, Süddeutschland und Italien in dem ihr so liebgewordenen Berlin und lebte bei einem mäßigen Vermögen freilich nicht ohne mancherlei Bedrängnisse und Sorgen bis in ihre hohen Jahre in eifriger Theilnahme an den besten Erzeugnissen der Literatur und einer für sie zum wahren Lebensbedürfniß gewordenen anregenden Geselligkeit. Dabei wußte sie übrigens doch noch Zeit zu gewinnen für mancherlei nützliche praktische Thätigkeit, indem sie an unbemittelte junge Mädchen unentgeltlich Sprachunterricht ertheilte und den Ertrag ihrer Handarbeiten wohlthätigen Stiftungen zuwandte. Ihr Tod erfolgte erst am 22. October 1847 im drei und achtzigsten Lebensjahre, nachdem sie noch kurz vorher durch einen Besuch König Friedrich Wilhelm IV. (der sich erinnerte als kleiner Knabe von seinem Erzieher Delbrück bisweilen zur Anschauung der physikalischen Experimente des Dr. Herz mitgenommen worden zu sein) geehrt und erfreut worden war. —

So war die Frau, deren Freundschaft Schleiermacher in dieser Lebensperiode erwarb und von da ab als eine der schönsten Zierden seines in so vieler Hinsicht so reich beglückten Lebens bewahrte. Ja, man kann sagen, daß er vielleicht keine vertrautere Seele hatte und von Niemandem besser gekannt und verstanden wurde, als von dieser Frau, deren

Name eben deshalb mit dem des größten deutschen Theologen des Jahrhunderts in unauflöslicher Verbindung bleiben wird. —

Die andere in jener Zeit mächtig auf ihn einwirkende Potenz war Friedrich Schlegel. Es gab nicht leicht einen Menschen, bezeugt Steffens*), der durch seine Persönlichkeit so anregend wirkte, wie dieser Mann. Eine stark und gesund gebaute Figur, ein sehr charakteristischer Kopf, ein blasses Gesicht, sehr dunkles und um den Kopf kurz abgeschnittenes Haar, ein feiner, gentlemanmäßiger Anzug — so wird seine äußere Erscheinung geschildert. (Briefw. I. S. 178). Er sprach langsam und bedächtig und faßte jeden Gegenstand, der ihm mitgetheilt wurde, mit Leichtigkeit und Geist auf. Dabei hatte er ein für sein Alter ziemlich umfangreiches Wissen, liebenswürdige Jugendfrische, anziehende Natürlichkeit des Betragens. Unerschöpflich und treffend in seinem Witz konnte er, obgleich sein Aeußeres etwas Ruhiges, fast Phlegmatisches hatte, jede Unterhaltung durch die originellsten Gedanken und Einfälle beleben und Andere zu lebendigster Mittheilung erregen. Als ihn Schleiermacher 1797 in der sogenannten Mittwochsgesellschaft, in welcher literarische Neuigkeiten mitgetheilt wurden und später bei Brinkmann und im Hause des Dr. Herz kennen lernte, sprühte der erst fünfundzwanzigjährige Jüngling zündende Geistesblitze. Und so ist es wohl kein Wunder, daß ein Mann von soviel Geist, Welt und glänzenden Gaben über den zwar an Jahren vorausgeschrittenen,

*) „Was ich erlebte" V. pag. 304.

aber bisher mehr an stille Zurückgezogenheit und einfache Lebensverhältnisse gewöhnten Schleiermacher*) sehr rasch einen bedeutenden Einfluß, ja eine Zeit lang eine Art von Herrschaft gewann. Er kam ihm als ein so durchaus überlegener Geist vor, daß er nur mit ehrfurchtsvollem Staunen von dessen schnellem und tiefem Eindringen in den Geist jeder Wissenschaft und jedes Schriftstellers, von seiner hohen unparteiischen Kritik, von seinen großen literarischen Entwürfen meinte reden zu können. „Ich bin zwar nie ohne gelehrten Umgang gewesen, schreibt er seiner Schwester am 22. October 1797,**) und für jede einzelne Wissenschaft, die mich interessirt, hatte ich einen Mann, mit dem ich darüber reden konnte. Aber doch fehlte es mir gänzlich an einem, dem ich meine philosophischen Ideen so recht mittheilen konnte und der in die tiefsten Abstractionen mit mir hineinging. Diese große Lücke füllt er nun auf's Herrlichste aus, ich kann ihm nicht nur, was schon in mir ist, ausschütten, sondern durch den unversiegbaren Strom neuer Ansichten und Ideen, der ihm unaufhörlich zufließt, wird auch in mir Manches in Bewegung gesetzt, was geschlummert hatte. Kurz für mein Dasein in der literarischen Welt geht seit meiner nähern Bekanntschaft mit ihm gleichsam eine neue Periode an. Ich sage: seit meiner näheren Bekanntschaft, denn obgleich ich seine Philosophie und seine Talente weit eher

*) Vgl. Briefw. I. S. 226. In dem, was man Welt nennt, in der Kenntniß, in der Routine und ihren kleinen Tiks, da bin ich ein grausamer Stümper.

**) a. a. O. S. 169.

bewundern lernte, so ist es doch eine Eigenheit von mir, daß ich auch in das Innere meines Verstandes Niemanden hineinführen kann, wenn ich nicht zugleich von der Unverdorbenheit und Rechtschaffenheit seines Gemüthes überzeugt bin. Ich kann mit Niemand philosophiren, dessen Gesinnungen mir nicht gefallen. Nur erst, nachdem ich hievon soviel Gewißheit hatte, als man mit gesunden Sinnen aus dem Umgang und den kleinen Aeußerungen eines Menschen schöpfen kann, gab ich mich ihm näher, und bin jetzt sehr viel mit ihm. Er hat keine sogenannte Brotwissenschaft studirt, will auch kein Amt bekleiden, sondern, so lange es geht, spärlich aber unabhängig von dem Ertrag seiner Schriftstellerei leben. An mir rupfet er beständig, ich müßte auch schreiben, es gäbe tausend Dinge, die gesagt werden müßten und die gerade ich sagen könnte" u. s. w. Wirklich erreichte es auch Schlegel bald darauf (am 21. November 1797), indem er an Schleiermachers Geburtstag seine Bitte mit denen der Frau Herz und Veit und der beiden Grafen Dohna vereinigte, ihm das Versprechen abzunehmen, daß er noch in diesem Jahre etwas Eigenes schreiben wolle. Die Gebrüder Schlegel hatten damals an Stelle der eingegangenen Schiller'schen Horen eine neue Zeitschrift begründet, das Athenäum (Berlin 1798—1800): dazu sollte Schleiermacher einen Beitrag geben. — Besonders innig wurde das Verhältniß Beider, als am Ende des Jahres (21. Dezember 1797) Friedrich Schlegel in des Freundes Wohnung zog. Von ihrem damaligen Zusammenleben giebt er wiederum der

Schwester eine recht artige Beschreibung *): „Eine herrliche Veränderung in meiner Existenz macht Schlegels Wohnen bei mir. Wie neu ist mir das, daß ich nur die Thür zu öffnen brauche, um mit einer vernünftigen Seele zu reden, daß ich einen guten Morgen austheilen und empfangen kann, sobald ich erwache, daß mir Jemand gegenübersitzt bei Tische und daß ich die gute Laune, die ich Abends mitzubringen pflege, noch früh Jemand mittheilen kann. Schlegel steht gewöhnlich eine Stunde eher auf, als ich, weil ich meiner Augen wegen des Morgens kein Licht brennen darf und mich also so einrichte, daß ich vor ½9 Uhr nicht ausgeschlafen habe. Er liegt aber auch im Bette und liest, ich erwache gewöhnlich durch das Klirren seiner Kaffeetasse. Dann kann er von seinem Bett aus die Thüre, die meine Schlafkammer von seiner Stube trennt, öffnen, und so fangen wir unser Morgengespräch an. Wenn ich gefrühstückt habe, arbeiten wir einige Stunden, ohne daß Einer vom Andern weiß; gewöhnlich wird aber vor Tisch noch eine kleine Pause gemacht, um einen Apfel zu essen, wovon wir einen gemeinschaftlichen schönen Vorrath der auserlesensten Arten haben; dabei sprechen wir gewöhnlich über die Gegenstände unserer Studien. Dann geht die zweite Arbeitsperiode an bis zu Tisch d. h. bis halb zwei. Ich bekomme mein Essen, wie du weißt, aus der Charité, Schlegel läßt sich seines aus einem Gasthause holen. Welches nun zuerst kommt, das wird gemeinschaftlich verzehrt, dann das andere, dann ein Paar Gläser Wein getrunken, so daß wir beinah

*) Briefw. I. S. 176.

ein Stündchen bei unserm Diner zubringen. Ueber den Nachmittag läßt sich nicht so bestimmt sprechen, leider aber muß ich gestehen, daß ich gewöhnlich der Erste bin, der ausfliegt und der Letzte, der nach Hause kommt. Unsere Freunde haben sich das Vergnügen gemacht, unser Zusammenleben eine Ehe zu nennen und stimmen allgemein darin überein, daß ich die Frau sein müßte, und Scherz und Ernst wird darüber genug gemacht."

Wer aber aus den großen Lobsprüchen, die Schleiermacher seinem neuen Freunde hinsichtlich seines Geistes und seiner Befähigung ertheilt, schließen wollte, er habe dessen Schwächen ganz übersehen, würde sich irren. Schon in demselben Briefe an die Schwester, aus dem ich die Schilderung ihrer Lebensordnung mitgetheilt, schreibt er: „Sein Gemüth ist äußerst kindlich, offen und froh, naiv in allen seinen Aeußerungen, aber etwas leichtfertig, heftig und argwöhnisch, sein Charakter noch nicht fest, seine Meinungen noch sehr bestimmbar. Was ich insbesondere vermisse, ist das zarte Gefühl und der feine Sinn für die lieblichen Kleinigkeiten des Lebens und für die feinen Aeußerungen schöner Gesinnungen, die oft in kleinen Dingen das ganze Gemüth enthüllen. So wie er Bücher am liebsten mit großer Schrift mag, so auch an den Menschen große und starke Züge. Das bloß Sanfte und Schöne fesselt ihn nicht sehr, weil er zu sehr nach der Analogie seines eigenen Gemüthes Alles für schwach hält, was nicht feurig und stark erscheint. So wenig dieser ihm eigenthümliche Mangel meine Liebe zu ihm hindert, so macht er es ihm doch unmöglich, ihm manche Seite meines

Gemüthes ganz zu enthüllen und verständlich zu machen."

Im weiteren Verlaufe ihrer Bekanntschaft offenbarte sich dann mehr und mehr die bei großer Uebereinstimmung in den philosophischen und historischen Grundansichten doch tief im Innern liegende Verschiedenheit der beiderseitigen Denkungsart. Allerdings hätte die Verschiedenheit der Geister, soweit sie nur das Intellectuelle betraf, ein fortdauerndes Zusammengehen nicht ausgeschlossen. Denn es ist eine bekannte Erscheinung in den Entwickelungsprozessen des Geistes, daß gerade die entgegengesetzten Pole sich suchen. Und solche stellten die beiden Freunde damals dar. Mit feuriger Inbrunst ergab sich Friedrich Schlegel den geistigen Einflüssen, die zu jener Zeit die jüngere Generation beherrschten und verlor sich in den Elementen, denen er sich hingab.*) Schleiermacher stand immer mit kühler Verständigkeit über dem Stoff, den er ergriff und ließ sich nie von ihm beherrschen. Insofern ergänzten sich Beide, und da in Schleiermacher, wie wir gesehen, ein tiefes Bedürfniß lag, sich anzuschmiegen, hätte ihr Verhältniß alle Aussicht auf Dauer gehabt. Aber die Differenz lag tiefer — im Charakter. Schlegels übergroße Heftigkeit in Wünschen und Neigungen, seine stürmische Sinnlichkeit, der Mangel energischer Thätigkeit und der oft an Unredlichkeit gränzende Leichtsinn contrastirte doch so entschieden mit Schleiermachers Charakter, daß die volle Wahrheit der

*) Gustav Kühne im Deutschen Taschenbuch für das Jahr 1838. S. 25.

Freundschaft, nach der er sich sehnte, für die Dauer nicht zu erreichen war, sondern eine immer größere Entfremdung eintreten mußte. Nichts desto weniger hielt Schleiermacher seinerseits mit der ihm eigenen Treue und Hingebung an dem Freunde fest, selbst als dessen häusliche und öffentliche Angelegenheiten und die üble Lage, in welche er sich durch seinen Uebermuth in den literarischen Fehden und mehr noch durch das anstößige Verhältniß zu der geschiedenen Frau Veit gegen die Welt gesetzt hatte, ihm nagenden Kummer bereitete, und obgleich Henriette Herz, deren gediegenerem Wesen die starke Sinnlichkeit und Leichtfertigkeit Friedrich Schlegels im höchsten Grade zuwider war, wiederholt erklärt hatte, daß es ihm an Gemüth und wahrem Verständniß von Schleiermachers heterogener Natur schlechterdings fehle. Noch im Jahre 1802 nach den mancherlei Wendungen, welche diese Verbindung mit Schlegel genommen, die er als eine der merkwürdigsten Epochen seines Lebens bezeichnet und nachdem die innere Differenz zwischen Beiden längst deutlicher hervorgetreten war, konnte er nicht umhin, auszusprechen, daß er das in Friedrich liegende Ideal liebe, wenn es ihm gleich zweifelhaft sei, ob es nicht eher zertrümmert werde, ehe er es zu einer harmonischen Darstellung desselben im Leben oder in seinen Schriften werde gebracht haben.*) „Wie könnte ich anders, meint er, als gerade die Freundschaft für ihn haben, die ich habe? Ihm jeden Stein, wenn ich kann, aus dem Wege

*) An Eleonore 10. Sept. 1802. S. 349 folgd.

heben, alle seine Entwürfe mit Liebe und Theilnahme umfassen, ihm zur Ausführung derselben alle meine Kräfte leihen, soweit er sie brauchen kann und ihn mit aller Vorsicht bisweilen sich spiegeln lassen in dem Bilde, das von ihm in mir entworfen ist. Mir ist er durch sein Dasein heilsam genug, so daß es mir gar nicht einfallen kann, ihn noch für mich zu etwas Anderem und Einzelnem gebrauchen zu wollen, und inwieweit ich mich ihm eröffnen kann und soll, das mißt sich von selbst ab nach der Wirkung, die sich davon voraussehen läßt. Er hat zeitig Vieles an mir geahnt, mein eigentliches Wesen aber wohl später erkannt, ich weiß, daß er es im Ganzen liebt und ehrt und daß es unnöthig ist, ihn mit allen einzelnen Ansichten desselben aufzuhalten. Es ist mir sehr klar, daß er das weise und schöne Wort, es sei in der Freundschaft eine Hauptsache, ihre Gränze zu kennen,*) aus unserem Verhältniß und meinem Betragen gegen ihn geschöpft hat; denn gerade hierin hat sich gar oft die Stärke meiner Freundschaft zeigen müssen." Minder edel benahm sich Schlegel bei der wachsenden Differenz. Er konnte es nicht vergessen, daß er so lange einen gewaltigen Einfluß auf den Freund, ja ein persönliches Uebergewicht über denselben behauptet**) und

*) Athenäum I. Bd. 2. Stück. S. 106. Freundschaft ist partiale Ehe, Liebe universelle Freundschaft. Das Bewußtsein der nothwendigen Gränzen ist das Unentbehrlichste und Seltenste in der Freundschaft.

**) Auch A. W. Schlegel wunderte sich, wie sein Bruder es angefangen, eine weit geistreichere Feder, als die seinige, auf eigenthümliche Art sich dienstbar zu machen. III. S. 71.

wollte sich durchaus nicht darein finden, daß Schleiermacher im weiteren Fortgange seines ethisch-theologischen Bildungsprozesses mehr und mehr die früher gemeinsame romantische Weltanschauung verließ und sich unabhängig und selbstständig nach allen Seiten hin zu stellen suchte. Nach seiner Meinung hätte er wahrscheinlich als treuer Schildknappe alle Wandelungen wiederspiegeln sollen, denen Schlegel auf dem großen Weltschauplatze unterworfen war. Eine seltsame Zumuthung! der Veränderliche und Wechselvolle nennt den, der sich nicht mit ihm verändert, den Abtrünnigen und Ungetreuen! *) Und während Schleiermacher aus alter Pietät eine wenigstens neutrale und schweigsame Stellung selbst da noch behielt, als jener mit seiner Frau und zwar keinesweges aus rein religiösen oder sittlichen Motiven **) zur römisch-katholischen Kirche übergetreten war, wurde Schlegel immer mehr erbittert und warf dem früheren Freunde — natürlich ganz grundlos — calvinistische Unduldsamkeit gegen Andersdenkende vor. —

Aber das damalige Verhältniß (1797—1802) war, wie gesagt, ein höchst vertrautes und inniges. Ihre Studien und Vergnügungen waren gemeinsam, ihre frühen Spaziergänge im Thiergarten, ihre späten Abendstunden bei Sala Tarone waren durch beständigen Austausch ihrer Kenntnisse, Ideen und Einfälle belebt. Manches von dem, was bei solcher Gelegenheit auf kleine Blätter rasch aufgeschrieben wurde, steht im Athenäum unter der Rubrik: Frag-

*) Varnhagen, Denkwürdigkeiten IV. S. 269.

**) Vgl. Nippold, Der Confessionswechsel in unserm Jahrhundert. Prot. Monatsblätter 1866, Juni. S. 352—358.

mente. Schleiermachers Beiträge sind im zweiten Stücke des ersten Bandes unter einer Menge anderer Aphorismen (S. 3—146) zerstreut und von denen Friedrich Schlegels um so schwerer zu scheiden, weil Schleiermacher damals in seiner Lebensanschauung wie in seinem Styl noch unfertig und im Werden war.*) Ganz unzweifelhaft rühren von ihm her die Recensionen philosophischer Schriften im zweiten und dritten Bande des Athenäums, Kants Anthropologie und Fichte's Bestimmung des Menschen betreffend, desgleichen die Notizen über Garve und Engel und zeigen den scharfen Stachel seiner Satyre, der seiner Polemik stets eigen geblieben ist und ihm so viel Feindschaft und so manche Verkennung zugezogen hat**). Allerdings lag der Gebrauch der Ironie und Parodie ganz im Geiste der romantischen Schule, welche eine schneidende Kritik an der ganzen bisherigen Lebensanschauung übte und in dieser neuen Zeitschrift eine Reihe origineller Ideen in kurzen zugespitzten Sätzen, wie Brandraketen unter die Philister warf. Aber es war diese Virtuosität der Kritik, diese eminente Befähigung, die verborgensten Schwächen der Gegner aufzuspüren und schlagend zu widerlegen ebenso eine Besonderheit des

---

*) Briefw. I. 235 vom 16. Juni 1798. Vgl. Sigwart, Schl. in seinen Beziehungen zu dem Athenäum. Blaubeuren 1861.

**) Je älter er wurde, desto mehr löste sich diese Schärfe und Strenge in Milde auf. Seine Liebe und Treue waren Allen bekannt, die ihm näher standen, seiner Familie, seinen Freunden; sie blieben unerschütterlich, selbst wo er eine abweichende Richtung des Geistes beklagen, ja streng tadeln zu müssen glaubte. (Steffens).

Schleiermacher'schen Geistes, der, wie Varnhagen treffend sagt, *) einem Triebwerk mit Messern, Rädern und Spitzen glich, daß Alles, was in seine Bearbeitung kam, zerquetscht, zerschnitten und zerstochen herausfallen mußte. Als eine Probe des übermüthigen Tones der Kritik, wie er hier und da in diesen Fragmenten angeschlagen wird, stehe die sicherlich auf Schleiermachers Antheil zu schreibende Aeußerung über Leibnitz hier: „Leibnitz ließ sich bekanntlich Augengläser von Spinoza machen, und das ist der einzige Verkehr, den er mit ihm oder seiner Philosophie gehabt hat. Hätte er sich doch auch Augen von ihm machen lassen, um in die ihm unbekannte Weltgegend der Philosophie, wo Spinoza seine Heimath hat, wenigstens aus der Ferne hinüberschauen zu können!" **)

Eine andere Gruppe der Fragmente mehr positiver Art zeigt den ersten Versuch, die sittliche Welt zu gestalten und enthält manche Keime des späteren ethischen Systems, besonders Ansichten über die Sphäre des individuellen Lebens, über Liebe, Freundschaft, Bestimmung der Frauen u. A. Hierher gehören zwei ausführliche Fragmente, von denen das eine: „Ideen zu einem Katechismus der Vernunft für edle Frauen" in der Kühnheit freien und scherzenden Spieles mit geweihten Formen fast an die Gränze des

*) Denkwürdigkeiten IV. S. 271. „Was als Bitterkeit oder grausame Spottlust angeklagt wurde, lag in dem Räderwerk seiner Verstandeskräfte, die er oft nur zu einem satyrischen Schachspiel verwandte, sein Gemüth hielt schon damals über die ganze Menschenwelt seine Schwingen gebreitet." G. Kühne a. a. O. S. 27.

**) Athenäum I. 2. Nr. III. S. 74. Vgl. Koberstein, Grundriß der Gesch. d. deutschen Nationalliteratur pag. 2478. Anmerk. 22.

Zulässigen streift, das andere, welches auch Hardenberg sehr gefiel, eine gedankenreiche Exposition über das Wesen der Offenheit giebt*). Zur Charakteristik der Anfänge von Schleiermachers Schriftstellerei will ich das meines Wissens sehr wenig bekannte Fragment seinem Hauptinhalte nach mittheilen:

„Es giebt Menschen, die in dem Styl eines Gartenhauses gebaut sind, wo jedes Fenster eine Thüre ist und Jedermann Platz zu nehmen genöthigt wird, in der Voraussetzung, daß er nicht mehr zu finden erwarte, als was ein Dieb in einer Nacht ausräumen könnte, ohne sich sonderlich zu bereichern. Ein eigentlicher Mensch, der etwas mehr in sich hat, wird sich freilich nicht so preisgeben. — Von einem Charakter giebt es keine andere Erkenntniß als Anschauung. — Wer dürfte sich selbst zerlegen wie das Object einer anatomischen Vorlesung? — Der Mensch gebe sich selbst wie ein Kunstwerk, welches im Freien ausgestellt, Jedem den Zutritt verstattet und doch nur von denen genossen und verstanden wird, die Sinn und Studium mitbringen. Er stehe frei und bewege sich seiner Natur gemäß, ohne zu fragen, wer ihn ansieht und wie. Diese ruhige Unbefangenheit verdient eigentlich den Namen der Offenheit allein. — Alles Uebrige ist nur in den Ergießungen einer vertrauten Freundschaft nicht an der unrechten Stelle. — Wie Manche für sich nicht lesen können, ohne zugleich die Worte hören zu lassen, so können Manche sich nicht anschauen, ohne immer zu sagen, was sie sehen.

---

*) a. a. O. S. 95—99.

Diese nur scheinbare Offenheit kümmert sich nicht, ob Jemand da ist und wer, sondern strömt ihren Stoff aus ins Weite und nach allen Richtungen wie eine electrische Spitze. — Eine andere langweilige Offenheit ist die der Enthusiasten, die aus reinem Eifer für das Reich Gottes sich selbst vortragen, erläutern und übersetzen, weil sie glauben, Normal-Seelen zu sein, an denen Alles lehrreich und erbaulich ist. (Heinrich Stilling). — Die Heiligkeit des Gemüthes kann bewahrt werden, ohne irgend einem zu versagen, was ihm auch nur entfernt gebührt. Wer es dahin gebracht hätte, könnte für Jeden offen sein nach dem Maß, welches ihm zukommt. Jeder würde glauben, ihn zu haben und zu kennen und nur der, der ihm gleich wäre oder dem er es gäbe, würde ihn wirklich besitzen."

An diese schriftstellerischen Erstlinge Schleiermachers*) schließen sich, weil sie aus der Intimität mit Friedrich Schlegel hervorgegangen und eine starke Abhängigkeit von demselben documentiren, am besten die vertrauten Briefe über die Lucinde, obgleich sie der Zeit nach später fallen.**)

---

*) Vgl. Briefw. I. S. 227. Die Fragmente vom Jahre 1798 (Athenäum I, 1), eine Predigt, welche in der vom Hofprediger Bamberger veranstalteten Sammlung stand und von der Gerechtigkeit als Grundlage des allgemeinen Wohlergehens handelte (Berlin 1799), der Kalender, welchen er für Spener mit Geschichten aus Australien versorgte und die Reden über die Religion sind die ersten selbstständigen Arbeiten unseres Theologen, mit denen er nach seinem eigenen Ausdruck eine wunderliche Entree in die literarische Welt gehalten hat.

**) Ueber die Abfassungszeit der Lucindenbriefe gehen die Ansichten sehr auseinander. Julian Schmidt setzt sie Anfang 1799, W. Gaß

Anfang des Jahres 1799 war Schlegels Roman: Lucinde erschienen. (Briefw. I. 208, 222. III. 111). Welches außerordentliche Aufsehen dieses Werk machte, entnehmen wir aus den Aufzeichnungen der Frau Herz (Fürst a. a. O. S. 111). Dorothea Veit hatte sich von ihrem Gatten, den sie nie geliebt, auch äußerlich getrennt. Mit dieser Trennung war auch Schleiermacher einverstanden gewesen, weil nach seiner damaligen Ansicht eine Ehe gleich dieser, welcher alle innere Uebereinstimmung der Gatten fehle, keine wahre Ehe heißen dürfe. „Die Schließung der neuen Ehe mit Friedrich Schlegel konnte aber nicht unmittelbar auf die Trennung der frühern folgen. Dorothea bezog eine Wohnung in der Ziegelstraße, in einem damals sehr abgelegenen Theile der Stadt, denn die Umgegend war noch fast gar nicht angebaut und machte dort eigene Menage. Schlegel war fast immer um sie und arbeitete gern unter ihren Augen, ja mit ihrem Beirath. Das gegen die Sitte Verstoßende dieses Verhältnisses war nicht zu leugnen. Und wird schon überhaupt bei einem Weibe ein Verstoß gegen die Sitte einem gegen die Sittlichkeit fast gleich geachtet, so setzt die arge Welt nur zu gern die Unsittlichkeit ohne Weiteres voraus, wo sich nur irgend ein Anlaß zu einer solchen Voraussetzung bietet. Daß nun eben in der Zeit eines solchen Zusammenlebens Schlegels mit Dorothea Veit die „Lucinde" erschien, machte das Aufsehen noch größer und

---

in das Jahr 1801. Mir scheint nach den Stellen des Briefwechsels III. S. 145, 155 und 163 die Osterzeit des Jahres 1800 angenommen werden zu müssen.

das Verhältniß aller Freunde zu dem Paare sehr schwierig. Denn von dem sofort als höchst unsittlich verschrieenen Buche, mit welchem doch nur eine Verklärung der sinnlichen Liebe gemeint war, wurde nun von allen ferner Stehenden behauptet, daß Schlegel, wie verhüllt auch, wesentlich darin sein Verhältniß zu Dorothea dargestellt habe. Dies war geradehin lächerlich. An Dorothea war nichts zur Sinnlichkeit reizend. Nichts war schön als das Auge, aus welchem freilich ihr liebenswürdiges Gemüth und ihr blitzender Geist strahlten, aber sonst auch gar nichts, nicht Gesicht und Gestalt, ja nicht einmal Hand und Fuß, welche doch an sonst unschönen Frauen mitunter wohlgeformt sind. — „Mit der Lucinde werden wir wohl Beide unsere Noth haben" — schrieb mir Schleiermacher gleich nach dem Erscheinen des Buchs. „Der vertraute Freund eines Predigers soll so ein Buch schreiben, und dieser soll nicht mit ihm brechen! — Ich werde es machen wie Sie, und habe es schon unterschiedlich so gemacht." Er meinte damit, daß er sich um das Gerede nicht kümmern werde. — Dorothea war Anfangs mit dem Buche gar nicht zufrieden. Sie klagte sehr über „das Herauswenden alles Innern in der Lucinde." Auch Schleiermacher hatte sich nicht sofort in dasselbe hineingefunden. Er schrieb mir gleich nach dem Erscheinen, daß er „doch eigentlich keine rechte Idee von der Lucinde habe." Aber bald gewann er diese, und das oft fast vorsätzlich erscheinende Mißverstehen des Buches Seitens des großen Lesepublicums und ein gewisser Oppositionsgeist, welcher ihm überhaupt und namentlich gegen Alles einwohnte, was ihn philisterhaft dünkte, veranlaßte ihn

nach einiger Zeit mit seiner Ansicht über dasselbe in den Briefen über die Lucinde hervorzutreten."

Wer den jetzt ziemlich verschollenen Roman in die Hand nimmt, in welchem der Held Julius, der alle Stationen der Liebe durchgemacht und in wüster Verworrenheit sich umhergeworfen, jede bürgerliche Ordnung mit souveräner Verachtung behandelt, dem jungfräuliche Züchtigkeit als entschiedenes Zeichen der Plattheit gilt oder als zufälliger Mangel an Gelegenheit, verführt zu werden, und dann hört, daß der reformirte Prediger Schleiermacher die Apologie eines so frivolen Machwerkes übernommen, könnte leicht an seinem Charakter irre werden. Es ist aber eine offenbare Ungerechtigkeit, beide Werke als Producte romantischer Unsittlichkeit auf eine Stufe zu stellen, wie Schleiermachers Gegner sich hier und da erlaubt haben *), vielmehr steht in den Augen jedes Unbefangenen der Commentar in sittlicher und künstlerischer Beziehung unendlich höher, als das Werk, welches er erläutern und vertheidigen will. Die Reflexionen sind überall fein und scharf, Einzelnheiten vortrefflich.**) Nichts desto weniger dürfte die ganze Schrift, von der auch Schleiermacher in späteren Jahren selbst nicht gern reden mochte, als eine Verirrung anzusehen sein, zu der ihn der an sich ganz löbliche Eifer, den Freund zu vertheidigen und sein eigenthümlicher Oppositionsgeist geführt haben mögen.

---

*) Evangel. Kirchen-Zeitung v. Hengstenberg 1850. S. 9 folgd.
**) Vischer's Aesthetik I. S. 160.

Wohl hat er auch später sicherlich nicht bereut, hier als Gegner eines oberflächlichen und eitlen Tugendscheines aufgetreten zu sein (denn der Anstoß, welchen der Roman gab, ging jedenfalls ebenso sehr von den Verehrern einer ziemlich äußerlichen Moralität als von wahrhaft sittlicher Indignation aus), aber wunderlich mag es dem gereiften und besonnenen Manne doch wohl vorgekommen sein, wie er einst in fast dithyrambischer Begeisterung diesen Roman als ein in seiner Art unvergleichliches, ernstes, würdiges und tugendhaftes Werk habe preisen können. Jedenfalls zeigen diese Lucindenbriefe, so wenig sich auch gegen ihre eigentliche Tendenz, die auf harmonische Durchdringung des geistigen und sinnlichen Elements in der wahren Liebe ausgeht, sagen läßt, durch die forcirte Anpreisung des auch ästhetisch mißlungenen Products der Schlegel'schen Muse*), wie tief Schleiermacher damals in die Ideen der Romantik verstrickt gewesen und wie sehr sein sonst so klarer Blick in dieser geistigen Atmosphäre getrübt worden. Es ist doch sonst einem Manne von so ausgeprägter Eigenthümlichkeit nicht eben geläufig, sich in eine fremde Anschauung so hineinzudenken, daß er sie zu seiner eigenen machte und noch weniger lag in seiner, wie wir gesehen haben, überwiegend polemischen und kritischen Geistesart die Neigung

*) Vgl. Koberstein a. a. O. S. 2432. Jul. Schmidt, Gesch. d. deutschen Lit. II. S. 108. Wenn das Buch bei Moralisten Anstoß erregte, weil man es für Bekenntnisse hielt, muß der Aesthetiker es verwerfen, weil es keine sind. Es ist ein bloßes Gedankending ohne Fleisch und Blut, eine frostige Casuistik der Leidenschaft, ein Gefühl der Ohnmacht, das sich dithyrambisch zu erhitzen sucht und sich dann an der Persifflage erholt.

zu maßloser Lobrednerei. Man wird deshalb, um diese auffallende Erscheinung zu erklären, außer den schon angeführten Motiven noch ein rein subjectives hinzunehmen müssen „das Interesse nämlich, welches ihm die tragische Verwicklung des eigenen Lebens für dies Schlegel'sche Werk einflößte.“ Es war seine Beziehung zu Eleonore Grunow. Der Anfang dieses für Schleiermacher so schmerzensreichen Verhältnisses fällt in diese Periode seines Berliner Lebens. Eleonore lebte mit dem Berliner Prediger Grunow in sehr unglücklicher Ehe. Daß Schleiermacher damals*) die Auflösung eines solchen innerlich unwahren Verhältnisses, so weit es die bürgerlichen Gesetze über Ehescheidung (die zu jener Zeit nichts weniger als streng gehandhabt wurden) gestatteten, für sittlich erlaubt und geboten hielt, haben wir schon bei Gelegenheit der Veit'schen Ehe gesehen. Seine Ansicht traf aber in diesem Falle mit der innigsten Zuneigung zu Eleonore zusammen, und wiewohl er die Scheidung auch an und für sich als nothwendig erachtete, war es doch ausgesprochen,

---

*) Wie ganz anders er später dachte und lehrte, mag eine Stelle aus s. Pred. über den christl. Hausstand (II, S. 36) beweisen: Wenn auf diese oder jene Weise eine Ehe ist geschlossen worden, die eigentlich nicht sollte geschlossen werden, so ist noch nicht Alles verloren, wenn nicht eine neue Verhärtung des Herzens hinzukommt. Denn ehe der frevelhafte Wunsch, sie aufzulösen, laut wird, wie viel Augenblicke müssen nicht kommen, wo die verirrten, aber noch nicht allen besseren Regungen abgestorbenen Herzen wehmüthig aufgeregt sind, und jeder Theil mehr geneigt, seinen Antheil an dem sündlichen und verworrenen Zustande bußfertig zu bekennen, als alle Schuld dem andern zuzuschieben.

daß er später, wenn sie frei sein würde, sich mit ihr verbinden wolle. Seine Lage war also der Schlegels nicht unähnlich, und so führte er in der Vertheidigung seines Freundes gewissermaßen seine eigene Sache. Schon die erste Erwähnung Eleonorens in einem Briefe vom 21. November 1799 (Briefw. I. S. 246, vgl. mit S. 223) setzt eine genaue Bekanntschaft voraus, die sich sehr schnell zur höchsten Vertraulichkeit gesteigert haben muß, da sie von den Lucindenbriefen nicht bloß genaue Kenntniß, sondern an denselben sogar einigen Antheil hat, indem einer derselben im Wesentlichen von ihr herrührt*). So viel zunächst von diesem Verhältnisse, dessen weitere Verwickelungen ein wenig über diese Lebensperiode hinausliegen.

Ungeachtet aller dieser Anziehungspunkte und der großen geselligen Reize der Hauptstadt war Schleiermacher Anfang Februar 1799 nach Potsdam gegangen, um den alternden Hofprediger Bamberger zu vertreten. Er führt diese Veränderung selbst gegen seine Schwester als einen Beweis an, daß er im Stande sei, wenn es darauf ankomme, auch ihm liebgewordene Verhältnisse aufzuopfern, da an dem Orte kein Mensch sei, zu dem er sich im Entferntesten hingezogen fühle (Briefw. I. S. 216). Um so mehr blieb ihm Muße zu wissenschaftlicher Production, die er auch auf das Glücklichste benutzte. Denn wir verdanken diesem Potsdamer

---

*) Briefw. I. S. 287. Ich habe bei allen angeführten Personen wirkliche im Sinn gehabt, und besonders ist die auffallendste, die Leonore, ganz genau eine wirkliche Frau. Was unter diesem Namen gesagt wird, ist ganz ihr Gedachtes, und großentheils auch ihre Worte.

Exil, wenn man es so nennen darf (Februar bis Mai 1799) nichts weniger als die berühmten Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern. Die Correspondenz, welche er darüber aus seiner Einsamkeit heraus mit Henriette Herz führte, ist in dem Briefwechsel (I. S. 218—224) ausführlich mitgetheilt, so daß wir die ganze Entstehung dieses seines ersten und in gewissem Sinne größten Werkes seines Lebens genau verfolgen können. „Fast in jedem Briefe, erzählt die Freundin, gab er Rechenschaft über das Fortschreiten seiner Arbeit, so wie er mir auch stets jede fertige Rede zuschickte, die ich dann gewöhnlich Friedrich Schlegeln und unserer gemeinschaftlichen Freundin Dorothea Veit mittheilte, bevor sie zur Censur und in die Druckerei ging. Wir sagten ihm auf seinen Wunsch auch stets redlich unsere Ansicht über die fertigen Theile des Werks, ohne daß jedoch unsere hier und da von der seinen abweichende Ansicht irgend eine Aenderung zu Wege brachte, denn er war zu einig mit sich, bevor er ans Werk ging, als daß dies hätte der Fall sein können." Immerhin bleibt es denkbar, daß Friedrich Schlegel auch die Grundgedanken dieses Werkes mit ihm gemeinschaftlich erzeugte — wer könnte leugnen, daß die Reden im Geiste der Romantik gedacht und entworfen sind?*) — dennoch erscheint hier Schleiermachers ureigenste Natur und Begabung in unverkennbarer Schönheit und Stärke. „Was im tiefsten Herzen bei ihm Wurzel geschlagen, aber lange Zeit für ihn selbst scheinbar zu leben aufgehört hatte,

*) Vgl. Koberstein a. a. O. S. 2394.

das trieb und drängte nun mit Macht wieder heraus; er knüpfte an seine Herrnhutische Jugend und ihre Lebensrichtung an, von der er durch die Aufklärung in jenen tragischen Bruch mit seinem Kindheitsglauben weggeschlagen worden war*)". Ein nicht uninteressantes Seitenstück zu den Reden ließ Schleiermacher im Juli desselben Jahres (1799) folgen: Briefe bei Gelegenheit der politisch-theologischen Aufgabe und des Sendschreibens jüdischer Hausväter. Von einem Prediger außerhalb Berlin. Denn aus diesen Briefen geht unwidersprechlich hervor, daß es auch dem unter dem Einfluß der Romantik stehenden Redner über die Religion keineswegs an klarster Einsicht in die specifische Natur und den absoluten Werth des Christenthums gefehlt habe. Bei der damals herrschenden Indifferenz und fast ausschließlichen Geltung der sogenannten natürlichen oder Vernunftreligion, in der ein ziemlich farbloses, moralisch-philosophisches Schema alle positiven Eigenthümlichkeiten der Religion verwischt, und bei der großen socialen Bedeutung der jüdischen Kreise in Berlin, wie wir sie oben geschildert, lag der Gedanke an eine mögliche Conföderation zwischen Judenthum und Christenthum gar nicht so fern. Mit Bezug darauf wurde im Namen einiger jüdischer Hausväter an den Probst Teller in Berlin ein öffentliches Sendschreiben gerichtet, welches die Lösung des Problems ganz einfach in der Abstellung einiger Zuthaten des jüdischen Ceremoniells sucht, worauf sich dann die wesentliche Gleichheit der beiderseitigen religiösen Grundsätze von selbst er-

*) Ueber Inhalt und Bedeutung der Reden vgl. unten Cap. 3.

geben werde*). Dagegen erklärte sich Schleiermacher (denn er war Verfasser und Herausgeber der anonym erschienenen Briefe) ganz entschieden, eine solche „Quasibekehrung" im Großen sei ganz werthlos, befördere nur die ohnehin schon vorhandene Gleichgültigkeit und leiste einem herannahenden „Christenthum ohne Christus" Vorschub, vielmehr müsse statt der kirchlichen die bürgerliche Scheidewand zwischen Juden und Christen fallen u. s. w.

Eine andere Polemik gegen das oberflächliche Geschäftstreiben der Welt, das über lauter äußerlichen und endlichen Zwecken vermeintlicher Glückseligkeit die wahre Idee und Bestimmung des Menschen verliert und dem gegenüber stille Einkehr und Umschau in sich als das wahrhaft Nothwendige ausgesprochen wird, tritt in den Monologen hervor, welche Schleiermacher um Neujahr 1800 veröffentlichte und durch die er so viele edle Herzen sich dauernd verband. Ein ungewöhnlich schwungvolles, lyrisches Gepräge ein versartiger Rhythmus, ein Styl von klassischer Schönheit, wenn auch nicht ganz frei von Manier und Künstlichkeit, eignet diesen in der Literatur wohl einzig dastehenden

*) Braniß, Die wissensch. Aufgabe d. Gegenwart S. 259. In den sog. freien Gemeinden existirt der Rationalismus als lauterer von allem eigenthümlich christlichen Dogma purifizirter Judäismus, wie denn nicht in Abrede zu stellen ist, daß, wenn auch ein in Katechismusvorstellungen befangenes Gemüth sein religiöses Bewußtsein in jenen freien Gemeinden nicht wiederzufinden vermag, jedenfalls doch der gebildete und aufgeklärte Jude den Kern seiner Ueberzeugung, ja eben seine Religion selbst, zu welcher er sich bereits seit des seligen Nathan des Weisen Zeiten bekennt, ansprechen muß.

Selbstgesprächen. Dem **Inhalte** nach sind sie höchst bedeutend und für das Verständniß von Schleiermachers innerstem Wesen ganz unentbehrlich. „Denn er selbst ist das Subject der Monologen, welches durch Einkehr in sich selbst sich von der irdischen Welt befreit hat und sein eigenes zeitliches Leben mit unzeitlichen Momenten der Erhebung oder Versenkung in das Ewige durchflochten fühlt und mit stolzer Freude des Tages gedenkt, an welchem es das Bewußtsein der Menschheit gefunden und sein eigenthümliches Selbst als eine individuell begränzte Darstellung derselben erkannt habe*).

So erblicken wir Schleiermacher gerade in den Jahren dieses seines Berliner Lebens mitten im angeregtesten geselligen Verkehr zugleich in vielumfassender wissenschaftlicher Thätigkeit, und es darf mit gerechtem Staunen erfüllen, wie dieser Mann nach so geringer literarischer Vorübung — (von selbstständigen Arbeiten waren ja nur die Fragmente im Athenäum vorausgegangen) — mit einem Schlage in solcher Vollendung als Schriftsteller der Nation mit schöpferischer Einwirkung auf das Zeitbewußtsein auftreten konnte, wie es in den Reden und Monologen doch unzweifelhaft geschehen ist. Es erklärt sich diese Erscheinung, wie W. Gaß ganz vortrefflich ausgeführt hat**), nicht bloß aus angeborner Geisteskraft, sondern eben so sehr **aus der ihm ganz eigenen haushälterischen Verwaltung seines geistigen Besitzes**.

---

*) W. Gaß a. a. O. Vorrede pag. XXV. Von dem Gedankengang der Monologen folgt unten Cap. 4 eine ausführliche Darstellung.

**) a. a. O. S. XIV.

Während andere Schriftsteller durch jede einzelne vielleicht geringfügige Entdeckung zur Production sich drängen lassen und dann nicht selten das eben erst Empfangene in genialer Nachlässigkeit von sich geben, war es Schleiermachers Natur, seine ganze geistige Kraft mit strenger Enthaltsamkeit bis zum Zeitpunkte der Reife zu sparen und zu sammeln, treu dem schönen Dichterwort:

Vergebens werden ungebundne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.
Wer Großes will, muß sich zusammenraffen,
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

Diese knappe Zusammenhaltung und gegenseitige Abwägung von Stoff und Kraft steigert den Werth aller seiner Productionen und giebt seinen scharf eindringenden Aufstellungen, selbst wo er irrt, eine unzerstörbare Brauchbarkeit und das klassische Gepräge, welches ihn den größten Schriftstellern der Nation ebenbürtig an die Seite stellt und dem, was er geschaffen, auch dann noch Dauer verbürgt, wenn die Fluth der Zeit die oft mit so großen Prätensionen auftretenden literarischen Erzeugnisse unserer Tage längst wird hinweggeschwemmt haben*). —

Wie aber Niemand ungestraft unter Palmen wandelt, sollte auch ihm mancher Tropfen Wermuth in den Becher

---

*) Sehr gut bemerkt Gelzer (Prot. Monatsbl. 1855 II, 5. 13): „Das laute selbstzufriedene Gerede der theologischen Schulen der Gegenwart, die sich und Andere überreden möchten, sie hätten Schleiermacher weit hinter sich gelassen, macht zuweilen den Eindruck, wie wenn vorlaute Unteroffiziere an dem Sarge eines großen Feldherrn über ihre Heldenthaten prahlen.“

des Genusses gemischt werden, welchen das damalige Berliner Leben ihm in so reichem Maße bot. Sein ganzes von Sitte und Herkommen so vielfach abweichendes Treiben, und nicht minder diese ersten tiefeinschneidenden schriftstellerischen Arbeiten erregten bei vielen und zwar selbst bei wohlmeinenden Personen große Bedenken und leicht begreiflichen Anstoß. Mit der Schwester in Gnadenfrei mochte eine Verständigung noch am ehesten gelingen. Denn obgleich der Herrnhuterin diese glänzende Berliner Geselligkeit mit ihrer großen Freiheit im Verkehr der Geschlechter höchst fremdartig vorkommen mußte, hegte sie doch bei der Kenntniß seines Charakters und ihrer warmen und tiefen Zuneigung für den Bruder sicherlich das feste Vertrauen, daß derselbe auch im Sturme der größten Versuchungen niemals unter sich selbst und die Idee, die ihn trug, herabsinken werde. Dieses ehrenvolle Zutrauen zu bestärken und alle etwaigen Zweifel zu verscheuchen, giebt ihr Schleiermacher eine sehr ausführliche und aufrichtige Deduction seines damaligen Lebens und seiner Grundsätze, aus der wir die Hauptstellen herausheben*):

„Du fürchtest zuerst die zarten und innigen Verhältnisse mit Personen des andern Geschlechts und hast darin vollkommen Recht; es ist etwas Gefährliches darin und sieht aus der Ferne noch gefährlicher aus, als in der Nähe. Ueber mich zu wachen darin, ist mein beständiges Geschäft; ich gebe mir Rechen-

*) Der Brief ist vom 23. März 1799. Briefw. I. S. 212 flgd. vgl. mit I. 199.

schaft über das Kleinste, und so lange ich es thue, denke ich nicht nöthig zu haben, irgend ein Verhältniß abzubrechen, welches mir sonst wesentlich und wichtig ist, welches zu meiner Bildung gereicht und worin ich mancherlei Gutes stifte. — Du meinst, eben diese Verhältnisse wären wohl auch meinen Berufspflichten im Wege und setzten mich wenigstens dem bösen Schein aus. Was das Erste betrifft, so mußt du dich nun lediglich auf mein Wort verlassen, daß es nicht so ist. Ich verrichte Alles, was mir obliegt, sehr pünktlich und genau, aber darauf würde ich, wie du denken kannst, gar keinen Werth legen, wenn ich nicht auch wirklich mit ganzem Herzen dabei wäre, eine Sache, die wenige von meinen Freunden recht verstehen und die nur die Herz sich eigentlich reimen kann. — Was aber den Schein betrifft, so habe ich darüber meine eigenen Grundsätze; ich glaube, daß es meinem Stande geradezu obliegt, ihn zu verachten — ich meine nicht etwa, aus leidigem Uebermuthe Dinge zu thun, die man sonst nicht thun würde, nur um zu zeigen, daß man sich aus der gemeinen Meinung nichts macht, sondern das, daß, so oft es hinreichende Gründe giebt, etwas zu thun, man nach dem Schein dabei nichts fragen müsse. Das ist, wie mir scheint, sehr nöthig und ganz eigentlich Pflicht. Daß ein Mann mit einer rechtlichen Frau allein ist, Stunden und halbe Tage lang, ist wohl gar nichts Auffallendes in der Welt, und Niemand sucht einen bösen Schein dahinter.

Eine Frau eigentlich zur Freundin haben, ist schon übler, und daß die Herz gerade eine Jüdin ist, gereicht gewiß Vielen zum Anstoß, aber das ist eben eines von den jämmerlichsten Vorurtheilen. Der Hauptpunkt aber und der eigentliche Unterschied unserer Denkungsart über diese Dinge liegt darin, daß du überhaupt dagegen bist, sich in Vieles einzumischen, an Vielem Theil zu nehmen und in vielerlei Verbindungen mit Menschen zu leben, und ich bin gerade dafür. Du gehst dabei zu sehr von dem System des geselligen Lebens aus, welches in der Brüdergemeinde das herrschende ist. In der Gemeinde wird der Mensch gebildet durch Einsamkeit und stilles Nachdenken, in der Welt kann er es nur werden durch die mannichfachste und zusammengesetzteste Thätigkeit*). Es sind zwei verschiedene Wege, aber beide sind gut, und jeder Mensch hat nur darauf zu sehen, daß er den einschlage, der seiner Natur am angemessensten ist."

Nicht so leicht war die Ausgleichung der Differenz, in die Schleiermacher durch seinen Berliner Umgangskreis mit seinem alten väterlichen Gönner, dem Hofprediger Sack, gerieth. Hier kam es zu einer längeren schmerzlichen Entfremdung zwischen Beiden. Sack hatte ihm unverholen gesagt, er sei zwar nicht an sich gegen den Umgang mit Ju-

---

*) Ein edler Mensch kann einem engen Kreise
Nicht seine Bildung danken. Vaterland und Welt
Muß auf ihn wirken. Ruhm und Tadel
Muß er ertragen lernen. Sich und Andre
Wird er gezwungen recht zu kennen.
Göthe's Tasso I, 2.

den, aber gegen diese bureaux d'esprit sei er entschieden, und wenn es bekannt würde, daß Schleiermacher so ganz unter diesen Menschen lebte, so müsse das auf viele Leute einen nachtheiligen Eindruck machen und seiner Wirksamkeit als Prediger schaden*). Er hätte ihn deshalb gern bewogen, im Sommer 1798 nach Schwedt zu gehen, wo sich ihm eine nicht unvortheilhafte Stellung bot, um ihn aus diesen nach seiner Ansicht gefährlichen Berliner Cirkeln zu entfernen. Dieser aber schlug das Anerbieten aus, nicht bloß weil er seine freundschaftlichen Verbindungen nicht aufgeben wollte, sondern auch weil das Leben in der Hauptstadt durch die reichen Bildungsmittel jeder Art sein literarisches Streben in außerordentlicher Weise begünstigte. Weiterhin fand sich Schleiermacher durch die wegwerfenden Aeußerungen Sacks über seinen Freund Schlegel verletzt, während Sack wiederum an den Lucindenbriefen, den trotzigen Monologen und den Reden mit ihrer offen bleibenden Frage nach der Persönlichkeit Gottes einen von seinem ehrlich rationalistischen Standpunkte aus sehr begreiflichen starken Anstoß nahm. So wurde die Spannung immer größer, bis endlich die Uebersendung der ersten Sammlung von Schleiermachers Predigten**) (1801) Veranlassung gab, den lange zurückgehaltenen Unwillen laut werden zu lassen und

*) Briefw. I. 192. v. 4. Aug. 1798.

**) Diese im November und Dezember 1800 veranstaltete seinem Onkel Stubenrauch gewidmete Sammlung enthält Predigten, die Schl. in Landsberg, Potsdam und Berlin in verschiedenen Kirchen, (aber nicht vor der Charité-Gemeinde) meist über Gegenstände der Sittlichkeit gehalten. Sie haben überwiegend den Charakter von Abhandlungen, als solche aber sind sie zum Theil meisterhaft, wie die

sich über die ganze Richtung des jüngeren Mannes in schärfstem Tadel zu ergehen. In einem sehr ausführlichen Briefe drückt er seinen tiefen Schmerz darüber aus, daß er ihn, den er um seiner Talente, Kenntnisse und seiner Rechtschaffenheit willen so hoch geschätzt und als einen vertrauten Freund seines Hauses behandelt hätte, mit Personen von verdächtigen Grundsätzen und Sitten in so enger Verbindung sehe, daß er ihn als Apologeten des verderblichen pantheistischen Systems des Spinoza erkenne, mit dem sich seine Stellung als Verkündiger der christlichen Religion schlechterdings nicht vereinigen lasse. Mit großer Offenheit sagt er ihm, daß das ehrgeizige Streben, ganz neue Bahnen einzuschlagen und ein gewisser Bildungshochmuth ihn auf solche Abwege geführt und verwirft mit Entrüstung das Spiel mit Worten, das in den geistreichen Cirkeln der Romantiker getrieben werde und die neue revolutionäre Sprache mit ihrer räthselhaften Dunkelheit und ihrer geschmacklosen, schwülstigen, gespreizten Manier. Mit herzlicher Wehmuth nimmt er dann von ihm Abschied. „Ihr Weg ist nicht der meinige. Ich hoffe, wir werden einmal uns wiederfinden; ob Sie zu mir Sich wenden werden, ob ich zu Ihnen herumkomme, wird die Zeit lehren" *). Schleiermacher vertheidigt sich mit großer Ruhe und männlichem Freimuth gegen diese unzweifelhaft aus wohlmeinendem Herzen und ehrenhafter Gesinnung hervorgegangenen, aber doch auf starker Verken-

---

in viele Anthologien als Proben der protest. Kanzelberedsamkeit übergegangenen beiden: „Das Leben und Ende des Trägen" und „daß Vorzüge des Geistes ohne sittliche Gesinnung keinen Werth haben".

*) Briefw. I. S. 283. III. S. 275—286.

nung beruhenden schweren Vorwürfe. Was zunächst die Anklage gegen seinen Umgang betreffe, so müsse er nach früher gegebenen Winken dieselbe durchaus auf Friedrich Schlegel und seine „Lucinde" beziehen. Er könne dieselbe für kein unsittliches Buch halten trotz der darin vorkommenden Nuditäten, wenn er auch so Manchem, was darin stehe, seine Billigung versagen müsse. „Nie werde ich, schreibt er, der vertraute Freund eines Menschen von verwerflichen Gesinnungen sein, aber nie werde ich aus Menschenfurcht einem schuldlos Geächteten den Trost der Freundschaft entziehen, nie werde ich meines Standes wegen, anstatt nach der wahren Beschaffenheit der Sache zu handeln, mich von einem Schein, der Andern vorschwebt, leiten lassen. Einer solchen Maxime zufolge würden ja wir Prediger die Vogelfreien sein im Reiche der Geselligkeit; jede Verleumdung gegen einen Freund könnte uns von ihm verbannen. Vielmehr ist das Ziel, welches ich mir vorgesetzt habe, dieses: durch ein untadelhaftes Leben es dahin zu bringen, daß nicht von einem unverschuldeten üblen Rufe meiner Freunde ein nachtheiliges Licht auf mich zurückfallen kann, sondern vielmehr von meiner Freundschaft ein vortheilhaftes auf ihren Ruf." Im weitern Verlaufe des Briefes vertheidigt er seine Reden und protestirt ernstlich gegen die grundfalsche Ansicht, daß sie eine Apologie des Pantheismus bezweckten, vielmehr sei er gerade darauf ausgegangen, in dem gegenwärtigen Sturme philosophischer Meinungen die Unabhängigkeit der Religion von jeder Metaphysik

recht darzustellen und zu begründen. Der Insinuation endlich, daß er aus Eigennutz oder aus Menschengefälligkeit oder aus Menschenfurcht sein geistliches Amt trotz des innern Widerspruchs, in den er nothwendig mit sich gerathen müsse, behalte, setzt er mit gerechtem Stolz die Versicherung entgegen: „Es giebt kein lebendiges Wesen, von dem ich abhinge und ich rühme mich so frei zu sein, als irgend Jemand auf Erden." Ebensowenig sei die Erklärung stichhaltig, welche seine Denkungsart aus der Sucht nach dem Auffallenden und Ungemeinen ableite. Seine Anschauungsweise habe schlechterdings keinen andern Grund, als seinen eigenthümlichen Charakter, seine angeborne Mystik, seine von Innen ausgegangene Bildung*).

In derselben Zeit aber, wo Schleiermacher einen alten Gönner und Freund — freilich nicht für immer — verlor, und die Intimität mit Schlegel, um derentwillen er ganz besonders so viele Angriffe zu erdulden hatte, sich schon mehr und mehr lockerte, erfuhr sein Umgangskreis eine recht

*) Keiner der bedeutenderen Geister unserer Zeit, sagt Steffens sehr treffend, darf weniger als er nach einem fremden Maßstabe gemessen werden, er war eine durchaus primäre, ursprüngliche Natur und will als solche beurtheilt sein. Aber die Eigenthümlichkeit einer so hoch begabten Natur zu erforschen, ist um so schwieriger, je weniger sie ihren innern Mittelpunkt enthüllte. Er galt oft für ein Räthsel seiner Zeit und wird es noch lange bleiben, denn so klar, so scharf, so entscheidend er einen Gegenstand behandelte, der Gegenstand im höchsten Sinne schien mehr angedeutet, als selbst hervorzutreten, es schien dem tiefen Geist das Größte zu groß, um es in bestimmte Worte zu fassen, einer vorübergehenden Zeit hinzustellen u. s. w.

wohlthuende Erweiterung durch die Bekanntschaft mit Ehrenfried von Willich, welche er im Mai 1801 gelegentlich einer kleinen Reise nach Prenzlau gemacht hatte, als er Henriette Herz und deren jüngste Schwester zu ihren dort verheiratheten Verwandten begleitete. — Willich war ein junger Theologe und damals Hauslehrer in der Familie des Grafen von Schwerin-Putzar in Pommern. Er besaß nicht die Genialität und wissenschaftliche Begabung Friedrich Schlegels, aber einen zarten, liebevollen Sinn, ein treues, zuverlässiges Gemüth. Seiner sonstigen Gewohnheit zuwider, bei neuen Bekanntschaften Anfangs vorsichtig und zurückhaltend zu sein, weil er wußte, daß Offenheit nur unter Voraussetzung verständnißvoller Empfänglichkeit auf der andern Seite am Platze sei, war Schleiermacher dem jüngeren Manne, der ihn aus Aeußerungen der Frau Herz und von den Monologen her bereits lieb gewonnen hatte, überraschend schnell entgegengekommen, und Beide waren sich in dem kurzen Zusammenleben in Prenzlau sehr werth geworden*). Schleiermacher selbst gesteht, daß es ihm gerade damals an einem Freunde im ganzen Sinne des Wortes gefehlt (Briefw. I. S. 288) und so war es ihm von

*) Briefw. I. S. 285 (vom 1. Juli 1801) äußert Henriette Herz: Die Leichtigkeit und die Offenheit, mit der Sie Willich entgegenkamen, der schöne Wille, sich ihm zu zeigen, wie Sie sind, das hat Sie mir viel, viel lieber gemacht. Alles das gehört zwar zu Ihnen, es bleibt aber oft verborgen. Sie denken, es hat ja Zeit, man bleibt ja lange zusammen; hier hatte es keine Zeit, und Sie benutzten die schönen Stunden so herrlich. Aber auch nicht verschwendet haben Sie die schöne Gabe; Willich ist voll von Ihnen, und reichlich hat er wiedergegeben, was er empfing. Vergl. I. 286. 290. 301. 304.

hohen Werthe, den Mann zu finden, der bei einer gewissen Sinnesverwandtschaft sein innerstes sittliches Wollen und Streben so klar aufzufassen und zu verstehen im Stande war. Eine Vergleichung beider Freunde (wenn man Friedrich Schlegel doch wohl immer noch so nennen darf) legte der Umstand nahe, daß Beide bald nach einander seine Häuslichkeit in Berlin theilten. Im Dezember 1801 war Schlegel von Jena aus gekommen und hatte bis zum 17. Januar 1802 bei Schleiermacher gewohnt, dann besuchte ihn vom 3. bis 19. Februar Willich mit seinem jungen Zöglinge. „Das ist recht die Ergänzung zu Schlegels Besuch, schreibt er der Schwester, denn Willich hat gerade das, was ich an Schlegel vermisse; worüber ich diesem schweige, darüber kann ich mich jenem am besten mittheilen, und wiederum in Allem, worin ich von Schlegel lerne, kann ich Willich's Lehrer sein". Bei der großen Bescheidenheit dieses Letztern konnte es nicht fehlen, daß ihm Zweifel entstanden, ob er dem ihm wissenschaftlich so überlegenen Freunde auf die Dauer genügen werde, Zweifel, die ihm Schleiermacher in der liebenswürdigsten Weise ausredet. „Die Besorgnisse, welche Du äußerst über uns Beide, sind hoffentlich nur eine vorübergehende Schwingung gewesen. Die Wissenschaft hat mich ja nicht zu Dir gezogen, und so ist es also auch nicht ihr Geschäft, mich bei Dir festzuhalten. Dich soll meinetwegen nur die Art, wie ich sie treibe, insofern das mit meinem Charakter zusammenhängt, etwas angehen. Mich darin zu verstehen und mich darum zu lieben, das muthe ich Dir zu, denn es ist ein großes Bedürfniß meines Herzens, und dieses kannst

und wirst du befriedigen, wenn wir erst zu mehreren Mittheilungen über diese Gegenstände kommen". Denn gerade damals hatte eben erst die wissenschaftliche Bedeutung Schleiermachers in weiteren Kreisen sich Geltung und Anerkennung zu verschaffen begonnen, worüber wir eine interessante Notiz in einem Briefe an Charlotte (v. 10. Nov. 1801) besitzen: „Mein Leben bekommt jetzt auch von einer andern Seite einen Werth, den es sonst nicht hatte, und einen gewissen Glanz, wenn ich so sagen darf. Mit dem Wenigen, was ich bis jetzt öffentlich sein und thun konnte, fange ich doch an auf die Denkungsart der gebildeten und besseren Menschen zu wirken; ich bin von denen, die man Philosophen nennt, geachtet, und aus der Nähe und Ferne schließen sich religiöse Seelen mit vieler Herzlichkeit an mich an. Ich kann sagen, daß ich Vielen zum Segen bin, und wenn ich Gesundheit und Kraft behalte, um einige bedeutende Werke auszuführen, die ich unter Händen habe, so läßt sich voraussehen, daß ich in wenigen Jahren zu den bekannteren Menschen gehören werde, deren Wort einiges Gewicht hat."

Daß aber Schleiermacher über alle dem seinen eigentlichen Beruf, das geistliche Amt, in keiner Weise versäumte, dürfen wir seinen oben angeführten Versicherungen zufolge unbedingt glauben, wie er denn überhaupt in seinem ganzen Leben in seiner jedesmaligen amtlichen Stellung eine seltene Hingebung und Gewissenhaftigkeit bewiesen hat. Von den verschiedenen Thätigkeiten desselben zog ihn Anfangs die katechetische am meisten an, weil ihm die Beschäftigung mit Kindern eine besondere Freude machte und das

Lehren und Unterrichten ihm ein dringendes Geistesbedürfniß und naturgemäße Erholung vom eignen Lernen und Studiren erschien. Viel Gelegenheit zu solcher Thätigkeit scheint das Amt an der Charité freilich nicht geboten zu haben. Im Jahre 1799 hatte er ein einziges Mädchen als Confirmandin gehabt, welches noch dazu ziemlich verwahrlost und unempfänglich selbst der elementarsten Religionskenntnisse ermangelte. Mit vieler Geduld führte er die schwierige Aufgabe durch und brachte es dann doch dahin, daß nicht bloß das Mädchen in der Heilserkenntniß wesentlich gefördert, sondern auch ihre bis dahin ganz indifferenten Eltern mit Achtung und Ehrfurcht vor der Sache erfüllt wurden*). Ueber Werth und Bedeutung des Predigens spricht er sich gegen seine Freundin Herz so aus, daß es das einzige Mittel sei von persönlicher Wirkung auf den gemeinschaftlichen Sinn der Menschen, und wenn bei der jetzigen Generation im Ganzen auch wenig gewirkt werde, so müsse doch das lebendige Wort, entstammend der freien Bewegung des Geistes, wenn nur Einer redet, der die Sache behandelt, wie sie sein soll und auch eine geringe Zahl gedacht werde, die wirklich höre und recht aufnehme, immerhin eine schöne Wirkung haben**).

Darum war es ihm sehr erwünscht, mit dem befreundeten Berufsgenossen (Willich) über seine eigenen damals zuerst veröffentlichten Predigten sich zu unterhalten. Sein Zeugniß, daß er den Zweck der Erbauung erreiche —

---

*) Briefw. I. S. 254. vergl. 332.

**) a. a. O. S. 355.

und von dieser Seite wollte er sie durchaus angesehen wissen, war ihm viel werth. Und als Willich zum Prediger in Stralsund berufen worden war, begrüßt ihn Schleiermacher bei seinem Amtsantritt mit jenen köstlichen Worten, an denen, wie ich glaube, aller Zweifel, ob er auch wirklich mit ganzem Herzen bei seinem geistlichen Amte gewesen, zu Schanden werden muß: „Es sind nun neun Jahre, als ich auch an einem Charfreitag meine erste Amtsführung antrat; mir ist seitdem dieser Beruf immer lieber geworden, auch in seiner unscheinbaren Gestalt und seinem nachtheiligen Verhältniß zum Geiste dieser Zeit, und ich glaube, wenn ich ihn aufgeben müßte, würde ich noch tiefer trauern als um Alles, was ich jetzt verloren habe. Es gehört dazu freilich, daß man sich über alles Aeußerliche, Einzelne, Kleine hinwegsetzt, welches sonst immer widrige Störungen veranlaßt, daß man ganz und rein auf die Hauptsache hinarbeitet und sich dieser beständig bewußt ist, daß man das Ideal des Verhältnisses im Auge hat und im Geiste desselben lebt und handelt. So ist Dir gewiß auch zu Muth, und so wird sich Dir die Größe und Schöne des Berufs immer größer und klarer darstellen. Laß uns auch darüber fleißig Bemerkungen und Erfahrungen tauschen, wie es Freunden gebührt. Meine herzlichen Wünsche begleiten Dich“ *).

So ernst und würdig dachte schon der Romantiker Schleiermacher von dem geistlichen Berufe. Auch der alte

---

*) Briefw. I. S. 379.

Sack mochte fühlen, daß er ihm mit seinen Vorwürfen in dieser Beziehung Unrecht gethan. Es kam zu einer Art von Aussöhnung (etwa ein Jahr nach dem oben mitgetheilten scharfen Briefwechsel) *), die beide Theile ehrt und zu der der jüngere Mann, ohne sich etwas zu vergeben, den ersten Schritt thun durfte.

Uebrigens sollte das Leben in Berlin von nicht mehr langer Dauer sein. Zur großen Ueberraschung Aller, welche die näheren Umstände nicht kannten, nahm er einen Ruf als Hofprediger nach Stolpe an (Anfang März 1802). — Vor der Uebersiedelung dahin machte er um den 20. April einen vierzehntägigen Besuch bei seiner Schwester Charlotte in Gnadenfrei. Die Stille des reizend gelegenen Ortes und das Zusammenleben mit der geliebten, seit den sechs Jahren, da er sie nicht gesehen, innerlich sehr gereiften Schwester, mit seinem jüngern Bruder Karl und manchem alten werthen Bekannten war ihm äußerst genußreich. Dazu ergriffen sein Gemüth die Kindheits-Erinnerungen, die sich an diesen Ort knüpften, mit wunderbarer Gewalt. „Es giebt keinen Ort, schreibt er an Georg Reimer, mit dem er damals zuerst in eine durch das Leben bewährte freundschaftliche Verbindung getreten war, der so wie dieser die lebendige Erinnerung an den ganzen Gang meines Geistes begünstigte, von dem ersten Erwachen des Bessern an bis auf den Punkt, wo ich jetzt stehe. Damals keimte zuerst die mystische Anlage, die mir so wesentlich ist, jetzt ist sie ausgebildet, und ich kann sagen, daß ich nach Allem

*) a. a. O. S. 307 vom 17. März 1802.

wieder ein Herrnhuter geworden bin, nur von einer höheren Ordnung*).

Nach Berlin zurückgekehrt, wickelte er dort rasch seine Geschäfte ab, hielt am 27. Mai vor einem sehr ansehnlichen Auditorium (auch der Minister war zugegen) seine Abschiedspredigt von der Charité-Gemeinde und trat dann seine Reise aus der geräuschvollen Hauptstadt nach dem entlegenen Pommerschen Städtchen an.

Und blicken wir hier für einen Moment auf diese sechs Jahre seines Berliner Lebens zurück, so ist wohl zweifellos, daß sie zu den für seinen Bildungsgang entscheidendsten gehören. Hier übte er kämpfend und streitend seine Kräfte, hier bildete sich im Strome der Welt sein Charakter, die hier geschaffenen Werke sprechen die gesammte Grundlage seines Denkens am freiesten und frischesten aus. Der innerste Kern seiner Persönlichkeit, das Geheimniß seiner geistigen Kraft, hatte sich freilich schon früher unter den erziehlichen Einflüssen des Hauses und der Brüdergemeinde herausgebildet, aber die Ausstrahlung dieses geistigen Lichtes nach der Peripherie des Lebens gehört erst dieser vielbewegten Berliner Periode an. Hier erst erschloß sich ihm das volle Menschenleben nach seiner Breite und Tiefe und reifte den reichbegabten aber noch unfertigen Jüngling zum charaktervollen Manne. Daß er in diesen stürmischen Lebenskämpfen von allen Schlacken der Zeit und der Gesellschaft unberührt geblieben, wird kein Verständiger behaupten. Und alle Schuld rächt sich auf Erden. „So-

---

*) Briefw. I. 306. 308. 310. 312.

weit er Theil genommen hat an dem romantischen Rausch übersprudelnder Genialität, hat er dies auch büßen müssen, und die harten Schläge des unabwendbaren Unheiles, das sich an seine Fersen heftete, schwer empfunden". Das werden wir sogleich im Folgenden erkennen.

---

## 2. Stolpe.

(1802—1804).

Der Grund, warum Schleiermacher Berlin so plötzlich verließ und nach Stolpe ging, ist in ein gewisses Dunkel gehüllt. Aus einigen Andeutungen des in dieser Beziehung leider allzu zurückhaltenden Briefwechsels läßt sich indeß errathen, daß sein Verhältniß zu Eleonore Grunow das Hauptmotiv war.

Der Hofprediger Sack schreibt am 1. Juli 1802: „Ich kann mir es denken, daß in Ansehung des Umganges, wie Sie ihn brauchen und wünschen, Stolpe kein Ersatz für Berlin sein kann. Doch das haben Sie ohne Zweifel voraus in Rechnung gebracht, und so wünsche ich nun, daß von dem Guten, welches Sie bei der Entbehrung Sich vorgestellt haben, nicht zu viel abzudingen sein möge". (Briefw. III. S. 320). Es ist also, da doch von einer äußeren Nöthigung nicht füglich die Rede sein kann, an eine Entbehrung zu denken, welche Schleiermacher sich selbst auferlegte. So erklärt auch Friedrich

Schlegel, daß er mit Freude und Theilnahme den Entschluß des Freundes vernommen habe, Berlin zu verlassen und fügt die bemerkenswerthen Worte hinzu: Sie (Eleonore) werden dem Beispiele seiner Entschlossenheit folgen und nach einem kurzen Kampfe den schönen Lohn eines heitern Lebens gewinnen (a. a. O. S. 311). Nimmt man dazu noch eine gelegentliche Bemerkung Schleiermachers in einem späteren Briefe an Eleonore von Stolpe aus: „Werden Sie auch versprechen, nicht zu lesen, was ich geschrieben habe? Denn immer weiter scheinen die Beschränkungen Ihres Thuns und Lassens zu gehen" (ebendas. I. 378) so wird man wohl nicht irre gehen mit der Vermuthung, daß Schleiermacher selbst wünschte, durch seine Entfernung die Geliebte aus dem schiefen Verhältniß herauszubringen, in welches sie durch seinen persönlichen Verkehr mit ihr zu ihrem Gatten gerathen war. Lange schon war Eleonore der Gegenstand seiner Schmerzen, und nicht ohne die tiefste Wehmuth vermochte er das immer erneute traurige Bild ihrer unwürdigen Lage anzuschauen. In diesem Sinne äußert er sich auch gegen seinen neuen Freund Willich (I. 292): „Es liegen Sorgen auf mir von der drückendsten Art, das Schicksal einer geliebten Seele, in deren Besitz ich mein Leben erst vollenden würde und sie das ihrige in dem meinigen".

Was Schleiermacher an diese Frau, über deren Familie ich so wenig wie über ihr Aeußeres irgend etwas Näheres anzugeben vermag, so besonders fesselte, scheint ihr großes Talent gewesen zu sein, die eigenen Gemühszustände und inneren Erfahrungen sich zu vergegenwärtigen, sie zu

zerlegen und darzustellen*). Vielleicht fand sie eben deshalb bei ihrem eigenen Geschlechte weniger Beifall, wenigstens gesteht sie selbst, niemals eine rechte Freundin gehabt zu haben. Mit dieser bewußten Klarheit und Neigung zur Reflexion scheint sich aber eine sehr feurige und leidenschaftliche Empfindung gepaart zu haben, deren Ausdruck in dem von Schleiermacher in seine Apologie der Lucinde aufgenommenen Briefe (der, wie wir oben sahen, im Wesentlichen von ihr herrührt und uns bei dem Mangel andrer Zeugnisse hauptsächlich zur Orientirung über ihren Charakter dienen muß) sich bisweilen zu wahrhaft poetischer Schönheit erhebt. So in der Stelle: „Wenn wir unser Sinnen und Denken und Handeln bis in seinen geheimsten Sitz verfolgen, und überall auf's Neue die unendliche Uebereinstimmung unserer Geister antreffen, daß Du entzückt ausrufest: Sind wir denn mehr als Ein Wesen, Leonore? dann durchglüht uns auch gewiß am stärksten und göttlichsten das heilige Feuer der Liebe, und dann feierten wir am liebsten ihre höchsten Mysterien. Und wenn Du, an meine Brust gelehnt, alle Deine Freude an mir und alle Deine Sehnsucht nach dem schönen Leben, das wir im Auge haben, in der unmittelbaren Nähe meines Herzens aushauchst, dann fühlen wir doch Beide am tiefsten, wie einig wir sind durch und durch, und mich durchzückt wie ein göttlicher Blitz, der mich fast verzehrt, eine unendliche zusammenhängende Reihe von gleichen Gedanken

---

*) Briefw. I. 366. Wenige Menschen haben eine so liebenswürdige Gabe und Art sich aufzuschließen.

und Gefühlen, die vom höchsten Himmel bis in den Mittelpunkt der Erde reicht und mir Vergangenheit und Zukunft und Dich und mich und Alles erleuchtet und verklärt. Und dir ist es auch so, ich fühle und weiß es, wenn Du auch nichts sagst. Sieh nur, wenn in Dir die Liebe so ganz anders wäre als in mir, wie könnte ich dann auf jede Frage in mir eine Antwort finden in Dir? Wie könnte jeder Ton, den ich noch so leise angebe, in Dir ansprechen?" (Lucindenbriefe S. 489). Mit Recht durfte deshalb Schleiermacher sagen: „Unter allen Seelen, die mich angeregt und zu meiner Entwickelung beigetragen haben, ist doch Niemand mit Ihnen, mit Ihrem Einfluß auf mein Gemüth, auf die reinere Darstellung meines Innern zu vergleichen, und diese dankbare Ueberzeugung ist das schönste Gefühl gewesen, dem ich mich habe hingeben können." (Briefw. I. 369, vgl. 318).

Wie redlich und gewissenhaft sich unser Theologe in diesem ganzen an sich freilich unerlaubten, übrigens nicht ohne Kenntniß der damaligen sittlichen Anschauungen*) gerecht zu beurtheilenden Verhältnisse benahm, bezeugt vor Allem die Art, wie er dem von der Geliebten einmal ausgesprochenen Wunsche, daß er ihr ferner keine Briefe mehr geradezu in's Haus schicken möge, begegnete: „Sie kennen meine Grundsätze, liebe Freundin, und Sie haben nie gewollt, daß ich etwas gegen dieselben thun soll. Liegt nun diesem Verlangen irgend ein Versprechen zu Grunde, welches Ihnen

---

*) Vgl. Julian Schmidt, Gesch. d. deutsch. Literaturseit Lessings Tode. II. Bd. S. 348 flgd.

gleichviel ob abgebeten oder abgedrungen worden, so würde es gegen meine Grundsätze sein, wenn ich Ihnen dann auf irgend einem andern Wege schreiben wollte. Sie wissen, wie gern ich Sie, als wir öffentlich mit einander umgingen, auch allein sah und wie nothwendig mir dies zu unserm Umgang zu gehören schien. Aber gewiß erinnern Sie Sich auch, wie fest es unter uns abgemacht war, daß, wenn jemals unser öffentlicher Umgang abgebrochen werden sollte, wir nie heimlich irgendwo absichtlich zusammentreffen wollten. Mit dem Schreiben scheint es mir ganz derselbe Fall zu sein. Selbst wenn Grunow es so wollte und wüßte, möchte ich diese Inconsequenz nicht von ihm auf mich und irgend einen Freund übertragen. Verhält sich also die Sache so, so fürchte ich, dieses werden die letzten Zeilen sein müssen, welche Sie vor der Hand von mir sehen." (März 1803).

Eleonore war in der peinlichsten Lage. So sehr sie Schleiermacher liebte und schätzte (der Zweifel, den G. Kühne in dieser Beziehung hegt, scheint mir ganz unmotivirt), konnte sie sich doch nicht mit voller Zustimmung ihres Herzens dessen Ansicht von der Rechtmäßigkeit der Ehescheidung aneignen und schwankte demzufolge fortwährend zwischen entgegengesetzten Entschließungen hin und her.

„O wie kann eine schöne Seele sich quälen, schreibt Schleiermacher an G. Reimer (9. März 1803), wenn es eine bedenkliche dunkle Stelle giebt, an welcher sich die Zukunft aus der Vergangenheit entwickeln soll. Sie fürchtet, daß sie kein volles

Recht hat die Folgen ihres Irrthums aufzuheben und sie fürchtet, daß es mehr als ihre Pflicht sei, was sie aus der Zukunft anspricht." Es ist sehr wahrscheinlich, daß sie eben in dieser Zeit, da Schleiermacher in Stolpe war und der mächtige Zauber seiner Gegenwart nicht mehr auf sie wirkte, mehr und mehr zu ruhiger Selbstbesinnung Zeit fand, und mit dem ehrenhaften Gedanken sich vertraut machte, selbst ein trauriges und geplagtes Dasein zu ertragen, um die eheliche Treue nicht zu brechen. Die Mittheilung dieser Absicht — die sie schon im Sommer 1803 dem Geliebten scheint kund gegeben zu haben (a. a. O. I. 380) — war für diesen von erschütternder Wirkung. Seine Liebe war eine starke, gewaltige Flamme, die am Mark seines Lebens zehrte, und so mußte die Aussicht auf den Verlust der Geliebten das Herz im Innersten ergreifen. Es kommt dahin, daß er an nichts mehr Freude findet, daß ihm das ganze Leben unnütz erscheint, und da er sich nicht scheut, vertrauten Seelen seine geheimsten Gedanken mitzutheilen, spricht er wiederholt den Wunsch und die Hoffnung eines baldigen Todes aus*). Es kann nach meiner Ueberzeugung kein Dichter schöner und ergreifender den tiefen Kummer eines fast verblutenden Herzens schildern, als der Schwergetroffene in einem Briefe an Henriette Herz sein eignes Leid darstellt: „Gestern Abend stand ich ganz ausgekleidet im Begriff schlafen zu gehen, mit den Armen auf den Tisch gestützt zwei Stunden lang, da überfiel es mich in seiner ganzen Bitterkeit und Herbe. — Wenn sie Dich

*) Briefw. I. S. 383. 384. 387.

nicht scheut, wenn sie Dich sucht, liebe Jette, sei ihr liebevoll und mild, öffne ihr Deine Brust, laß sie ihre tiefen Schmerzen aushauchen daran und laß sie es nicht entgelten, daß sie Deinen Freund unbeschreiblich elend gemacht hat. Ja, liebe Jette, wenn wir auf dem Felsen stehen werden am Meere, wirst Du einen Unglücklichen neben Dir haben, dem bis auf Dich und ein Paar andere Menschenherzen Alles so einerlei ist hier oben und so öde, wie dort unten."*)

Auch ein Sonett, welches er einem von Charlotte von Kathen (Frau des Rittergutsbesitzers von Kathen auf Götemitz in Rügen) durch Willich's Vermittelung erbetenen Exemplare seiner Monologen beigefügt hatte, spiegelt seine damalige Gemüthsstimmung**):

Ein heil'ges Bild schwebt jedem Bessern vor,
In dessen Züg' er strebt sich zu gestalten.
Wem sich die Kräfte so bestimmt entfalten,
Nur der hebt sich zur Sittlichkeit empor.

Das Meine legt' ich hier den Freunden vor,
Daß richtend möcht' ihr Auge drüber walten,
Wie solche Bahn der Geist sich würd' erhalten
Und solche Töne der Gefühle Chor.

So hofft' ich nach dem schönen Ziel zu kommen,
Ergriff mit kühnem Muth der Liebe Hand,
In reine Höhen mich mit ihr zu schwingen.

Jetzt ist durch herbe Pein das Herz beklommen;
In liebeleere Wüste streng verbannt,
Wird unter Thränen wenig mir gelingen.

---

*) Vom Juni 1803. I. S. 381. **) a. a. O. S. 393.

Das Jahr 1803 nennt er an seinem Geburtstage das unglücklichste seines Lebens und schaut fast hoffnungslos in die Zukunft: „Was können alle künftigen Jahre sein, als Fortsetzungen von diesem, erträglicher bloß durch die wohlthätige Jämmerlichkeit des Menschen, daß ihm die Zeit nach und nach Alles abreibt und abstumpft?" (a. a. O. S. 397).

Und Eleonore? Leidend an Körper und Geist, Kraft und Freude je länger je mehr verlierend in dem schrecklichen Leben, muthlos eingeschreckt, näherte sie sich wieder dem Geliebten und ergriff von Neuem den Gedanken der Trennung ihrer Ehe (III. 400. 406), den ihr Schleiermacher auf alle Weise zu erleichtern suchte — endlich siegte der entschiedene Entschluß der Entsagung *), und von da ab brachen Beide den freundschaftlichen Verkehr völlig und für immer ab.

Was unter diesen Eindrücken Schleiermacher in Stolpe bei seiner einsamen, von aller freundlichen Hülfe entblößten Lage gelitten, wird ein Jeder fühlen und begreifen, der in die Elegie Werther'scher Leiden sich hineinzudenken vermag. Dazu quälten ihn noch körperliche Leiden aller Art. Seine Constitution war ohnehin nicht die kräftigste (Briefw. I. 186. 272. 357), jetzt mochte das rauhe Klima Pommerns und die Uebergewalt psychischer Erregungen seine Gesundheit vollends zerrütten. „Ich kann Dir versichern, äußert er gegen die Freundin Herz in Berlin, ich habe eine hundeschlechte Gesundheit: Brustschmerzen, Kolik, Kopfschmerzen, Kreuzschmerzen sind meine beständigen Gäste und machen

*) Dies geschah erst im Herbste 1805, als Schl. schon in Halle war. II. S. 38. 40. 41.

mir das Bischen Leben noch ganz zu nichte.“ Aber dem körperlichen Schmerze sich zu beugen, war nicht Schleiermachers Art. Vielmehr ist gerade die in seltener Virtuosität geübte Sokratische Herrschaft über sich selbst ein hervorstechender Charakterzug des Mannes. „Schmerzen kann ich viel vertragen, schreibt er im November 1803, und habe schon oft gewünscht, sie meinen Freunden abnehmen zu können: auch setzte ich es glücklicher Weise durch, mich nicht auf's Lager zu werfen und mich in meiner Amtsführung nicht stören zu lassen. Wenn nur das Uebel solcher Art ist, daß es Anstrengungen des Muthes erlaubt, so werden diese selbst eine Hülfe, kräftiger als manche Arzenei *). Es scheint mir auch ganz billig, daß Menschen wie ich eine mehr als verhältnißmäßige Portion körperlicher Leiden zu tragen haben. Denn nichts leidet um sie her, und das Bild des Todes im Hintergrund darf ihnen angenehm sein und sie mit Sehnsucht erfüllen.“

Aber eben die Größe dieser Kraft der Selbstbeherrschung bei leiblichen Schmerzen wirft ein helles Licht auf die Tiefe des Grames, welcher sein Herz damals erfüllte. Welcher Art müssen die Seelenleiden gewesen sein, welche einen solchen Mann zu so verzweiflungsvoller Resignation auf alle Lebensfreude herabbringen konnten! Gewiß, nur das

*) Vergl. die Stelle in den Briefen I. 275. Bei den körperlichen Schmerzen thut mir immer nur das leid, daß sie das Dasein unterbrechen, daß der Mensch unterdeß nichts thut und nichts wird, und ich habe mit Einem, der die unartige Gewohnheit hat, viel zu schlafen, weit mehr Mitleid als mit Einem, der an Kolik, Zahnschmerzen und was sonst noch leidet.

tiefe Gefühl, daß er bei seiner Individualität „die alle Wurzeln nach Liebe ausstreckte" bei der Fortdauer eines solchen Zustandes verwelken und verkommen müsse, konnte ihm für eine Zeit lang das Dasein verleiden, und nur pharisäische Selbstgerechtigkeit wird ihn deshalb verdammen. Fürchtete er doch nicht mit Unrecht das traurigste Loos, welches dem Menschen begegnen kann und seine wahre Vernichtung ist, das Loos, sich selbst zu überleben, bei Leibesleben stumpf zu werden, in einem unthätigen und nutzlosen Dasein zu versteinern (Briefw. I. 340. 402). Dazu kam es denn doch nicht, in muthvollem Kampf gegen die Leiden, die ihm die Freiheit des Geistes zu rauben drohten, gewann der zum Tode Verwundete nach und nach die verlorene Frische des Geistes zurück. Der Anfang dieser Selbstbesinnung fällt mitten in die düsterste Leidenszeit hinein. Es war ein Blick in die Monologen, dieses Werk des kühnsten Idealismus, der ihn demüthigte und beschämte. „Sie haben mich veranlaßt, schreibt er an Charlotte v. Kathen (I. 392), seit langer Zeit wieder mich selbst zu betrachten in diesem Spiegel, und ich bin erschrocken, mich so geschwächt und entstellt zu finden durch den Schmerz und durch die kurze Zeit, in der ich, was freilich meiner Natur zum Gedeihn ganz nothwendig ist, die Gegenwart aller Freunde entbehrt habe. Ich habe Muth gefaßt, mich selbst nicht ganz zu verlieren; auch Ihre Stimme hat stärkend auf mich gewirkt, und die frohe Erinnerung, manches Schöne veranlaßt zu haben, hat mich neu verpflichtet, auch das nicht zu versäumen, was ich in der wahrscheinlich kurzen Zeit des Lebens

noch werden und erregen kann." — Was ihm demnach am meisten über alle Trübsal hinweghalf, war angestrengte geistige Arbeit. Wir danken diesen beiden für Schleiermacher selbst so freudlosen Jahren in Stolpe eine der schönsten und unvergänglichsten Gaben seiner Muse: die Uebersetzung der Platonischen Dialoge.

Die erste Anregung hatte auch hier Friedrich Schlegel gegeben, wie er denn überhaupt für Schleiermacher der Geist war „der reizt und wirkt". Schon im April 1799 in einem aus Potsdam an Henriette Herz gerichteten Briefe ist von dieser Unternehmung die Rede. „Schlegel schrieb mir von einem großen Coup, den er noch vorhätte mit mir, und das ist nichts Geringeres, als den Platon übersetzen. Ach! es ist eine göttliche Idee! und ich glaube wohl, daß es Wenige so gut können werden, wie wir, aber eher als in einigen Jahren wage ich doch nicht es zu unternehmen, und dann muß es so frei von jeder äußeren Abhängigkeit unternommen werden, als je ein Werk ward, und Jahre, die darüber hingehen, müssen nichts geachtet werden. Doch das ist ein Geheimniß, und liegt noch sehr weit" (Briefw. I. 227. vgl. III. 399). Am 5. Juli 1800 war sie noch nicht begonnen. „Wenn ich mit Heindorf rede, meint Schleiermacher, und an all die philologischen Schwierigkeiten denke, wird mir vor der Platoübersetzung ganz bange. Friedrich scheint noch gar nicht ernsthaft daran zu denken" (III. 195). Aber ein halb Jahr später übersetzte Schleiermacher den Phädrus und hatte ihn am 14. März 1801 vollendet (III. 264). Wenige Wochen später hatte er den größten Theil des Protagoras

fertig, was aber hatte sein Mitarbeiter inzwischen gethan? Versprochen hatte er eine Abhandlung über das Studium des Plato, in der That aber bis auf einige mehr geniale als haltbare Conjecturen über die historische Ordnung der Platonischen Werke nichts von sich gegeben (III. 405). Vollberechtigt sind daher Schleiermachers Klagen über die Treulosigkeit und Nachlässigkeit des Freundes. „Wenn ich aufrichtig sein soll, schreibt er ihm am 27. April 1801, muß ich Dir gestehen, daß Du durch die Art, wie Du den Platon und meinen Antheil daran behandelst, das Mögliche thust, um mir die Lust zur ganzen Sache zu verleiden. Ich bot diesem Werke so gerne die Hand, nicht weil ich glaubte, daß es durch meinen Beitritt besser werden würde, sondern weil ich mich innerlich freute, etwas Gemeinschaftliches mit Dir zu vollbringen, und nebenbei, weil ich hoffte, die Rücksicht auf die Gemeinschaft würde Dich zu etwas mehr Ordnung und Thätigkeit in der Sache bewegen. Beides ist, wie ich sehe, gar nicht der Fall; Du treibst den gewohnten Wechsel zwischen eilfertigen Anstalten und langen Zögerungen, zuversichtlichen Verheißungen an den Verleger und leeren Vertröstungen eben so ungestört, als ob Du allein interessirt wärest. Und mit der Gemeinschaft will es auch nicht viel sagen. Auf meine Thätigkeit nimmst Du keine Rücksicht: keine Zeile Erwiederung auf Alles, was ich schon gegen Dich geäußert habe, kein Schatten eines Urtheils über Alles, was Du nun schon seit länger als einem Monat von mir in Händen hast, daß ich nicht einmal weiß, ob Du es schon gelesen hast oder nicht. Das liegt über alle Ent-

schuldigung hinaus; denn wie kann ich weiter arbeiten, ehe ich nicht weiß, ob ich nicht vielleicht Deiner Meinung nach auf einem ganz falschen Wege bin?"

Indeß scheint auch diese scharfe Rüge bei dem Unverbesserlichen wenig gefruchtet zu haben. Es kam zu den ärgerlichsten Zerwürfnissen mit dem Verleger Frommann (III. 316. 318. 373), der von der ganzen Unternehmung zurücktrat, und als Schleiermacher von Berlin nach Stolpe, Friedrich Schlegel aber nach Paris gegangen war und überdieß die Einsicht gewonnen hatte, daß das Uebersetzen wohl nicht seine Stärke sei, hob sich endlich alle Gemeinschaft dieser literarischen Unternehmung von selbst auf (III. 342). Schleiermacher übernahm nun die Uebersetzung allein, Georg Reimer in Berlin den Verlag (a. a. O. S. 373. 375. 380). Im April 1804 war der erste Band des großen Werkes vollendet und zur Ostermesse erschienen. In demselben war die allgemeine Einleitung in die Platonische Philosophie und die Uebersetzung der nach Schleiermachers Ansicht chronologisch an die Spitze zu stellenden Dialoge: Phädrus, Lysis, Protagoras und Laches*) enthalten.

Ueber die Verdienstlichkeit und den Werth dieser Arbeit ist das Urtheil der Kenner Plato's einstimmig. Mögen erbitterte Gegner von Schleiermachers theologischen und kri-

*) Der II. Band erschien Michaelis 1804, der III. Mich. 1805 u. s. w. Die Uebersetzung der Platonischen Republik erst 1828, die Vollendung des ganzen Werks hat Schleiermacher nicht erlebt. Sein Vorgänger war Joh. Friedr. Kleuker, dessen Uebersetzung in Lemgo 1778—1797 herausgekommen ist. Eine Vergleichung beider Arbeiten stellt Schleiermachers Verdienst in das glänzendste Licht.

tischen Arbeiten noch so viel mäkeln und Schwächen aufzufinden sich mit Glück bemühen, den Ruhmeskranz wird ihm Niemand rauben, daß er der deutschen Nation den Plato gegeben habe. — Gewiß ist seit den sechs Dezennien, welche seit Beginn dieser Riesenarbeit — „ein Denkmal wahrhaft pelasgischer Baukunst, das jeden Wanderer zu verweilen, zu staunen, nachzusinnen nöthigt" — verflossen sind, durch den unermüdlichen Fleiß deutscher Gelehrten Vieles im Einzelnen erläutert, fester bestimmt und berichtigt worden*) — doch giebt es in der ganzen großen Uebersetzungsliteratur wenige so vortreffliche, so aus Einem Guß und Geist stammende Verdeutschungen der Alten. Dazu gehörte eben die Congenialität des Uebersetzers mit seinem Autor, wie denn auch der neueste Interpret des Plato, Steinhart, mit vollster Anerkennung Schleiermachers Werk bespricht und ihn einen der größten unter allen Platonikern aller Zeiten und dem Geiste des unsterblichen griechischen Meisters verwandtesten Denker nennt**). „Allen solchen Zeiten, sagt er, in welchen neue Ideen in dem Leben des Volkes sich Bahn brechen,

---

*) Auch die Totalauffassung der Platon. Dialoge, wie sie der geistvollen Einleitung zum Grunde liegt, als einzelner Ausführungen eines im Geiste fertigen Systems, ist wohl ziemlich allgemein aufgegeben und die Ansicht Karl Friedrich Hermanns adoptirt, daß sie verschiedene Entwicklungsstufen in Plato's philosophischer Bildung bezeichnen.

**) Platons sämmtl. Werke übers. v. Steinhart-Müller. Vorwort S. 1.

wie der Zeit der Reformation und der geistigen Erregung am Schluß des vorigen Jahrhunderts, war Plato's hoher Geist nahe, entweder unmittelbar durch das Studium seiner Werke, oder mittelbar durch Männer, die von seinem Geiste beseelt die tiefsten Geheimnisse des menschlichen Herzens und den dem gewöhnlichen Auge verborgenen Zusammenhang des Menschenlebens mit einer höheren, göttlichen Weltordnung zu ergründen suchten". Beides vereinigte sich in Friedr. Schleiermacher. Weit über den engeren Kreis der mit der klassischen Philologie Vertrauten hinaus sind durch ihn Platonische Gedanken als Fermente einer tieferen Weltanschauung in Umlauf gesetzt und seitdem ein köstliches Gemeingut des wahren Adels deutscher Nation geworden.

Eine zweite große wissenschaftliche Arbeit, welche aus dieser Stolper Lebensperiode hervorgegangen, sind die Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre (September 1802 bis August 1803). In diesem Werke werden die philosophischen Moralsysteme vom Alterthum bis in die Gegenwart nach ihrem sittlichen Gehalte gewürdigt, und ihnen je nach dem Grade ihrer innern Consequenz ihre Stelle angewiesen. „Es ist eine Arbeit von eben so vieler Schärfe des wissenschaftlichen Denkens, als Schönheit und Nettigkeit des wissenschaftlichen Ausdrucks; wie ein feines Räderwerk von blankem Stahl zerreibt es alle bisherigen Begriffe und Systeme, so daß wir zuletzt nur noch von Plato und Spinoza etliche nicht ganz zermalmte Stücke übrig behalten und mit Verwunderung

gestehen müssen, unsere Meinung, als gebe es manches leidlich Wissenschaftliche über Sittenlehre, sei von Grund aus irrig gewesen" *). Getadelt wurde von Kennern außer der Dunkelheit und Schwerfälligkeit der Darstellung (III. 367) die zu wenig glimpfliche Behandlung der philosophischen Meister: Kant und Fichte **), mit größtem Rechte aber wohl die unhistorische Methode Schleiermachers, welche ihn auch in den Reden (besonders der vierten und fünften) zu mancherlei Irrthümern geführt hat. „Was konnte anderes als ein negatives Resultat herauskommen bei einer Darstellung, welche zuerst die sittlichen Grundsätze, hierauf die sittlichen Begriffe, endlich die Systeme der Sittenlehre, jedes Stück abgesondert, der Prüfung unterwirft, und auch im Innern dieser drei Theile die einzelnen Systeme keinesweges in ihrer geschichtlichen Aufeinanderfolge (wo jede folgende Entwickelungsstufe die frühere als ein Moment in sich aufgenommen) sondern nach einer vorher fertigen Classification in der Art vornimmt, daß Plato dicht neben Fichte, Epicur neben Helvetius zu stehen kommt?" Schleiermacher selbst fand das erste Buch seiner Kritik, welches größtentheils in dem Zustande der Angst vor der Entscheidung seines Schicksals geschrieben ist, bei der Revision zu unklar, hat aber zu einer Umarbeitung nicht Zeit gefunden.

---

*) D. Strauß, Charakteristiken. S. 30.

**) A. W. v. Schlegel nennt die Polemik gegen Kant und Fichte frivol I, 388. Anders urtheilte Scheffer in Königsberg I, 404. Friedrich Schlegel rühmt sogar den Styl des Buches III, 384.

Auch in den übrigen Büchern, giebt er zu, finden sich Stellen, die zu schwer zu verstehen sind und wo der Leser mehr suppliren muß, als man ihm eigentlich zumuthen kann. Mit der Methode aber, mit der Composition und auch mit dem Styl im Ganzen war er zufrieden *).

So sehen wir, welche staunenswerthen Arbeiten unser Theologe während dieser schweren Leidenszeit in Stolpe geschaffen hat, wo hundert Andere bei gleicher Trübsal durch den Gram schwach, matt und arbeitsunfähig geworden wären. Solche ungewöhnliche Selbstbeherrschung muß unsere volle Bewunderung erwecken und begründet vor Allem den hohen sittlichen und persönlichen Werth des Mannes. Denn

Wenn einen Menschen die Natur erhoben,
So ist's kein Wunder, wenn ihm viel gelingt,
Man kann an ihm die Macht des Schöpfers loben,
Der schwachen Thon zu solchen Ehren bringt.
Doch wenn ein Mensch von allen Lebensproben
Die sauerste besteht, sich selbst bezwingt,
So kann man ihn mit Freuden Andern zeigen
Und sagen: Das ist Er, das ist sein eigen!

Auch diesem Hochbegabten fielen die Früchte der Wissenschaft nicht mühelos in den Schooß, auch er hat, wie andere Menschenkinder, die Noth des Lebens und den Schweiß der Arbeit müssen kennen lernen. So schreibt er an Willich: „das leidige Lesen und Studieren fremder Werke macht mir unsägliche Mühe, theils aus Unge-

*) I, S. 389. Vgl. 343. 345. 398. III, 331. 359. 384.

schicktheit in der Behandlung, theils weil mir die Natur dabei, besonders mit dem Gedächtniß, nur sehr schlecht zu Hilfe kommt. Wären nur die Alten, so wäre ich noch geborgen, die werden mir sehr leicht aufzufassen. — Aber die neuen, und besonders die Philosophen sind wohl nur zu meiner Qual von Gott geschaffen. Du glaubst nicht, welche unsägliche Mühe es mich kostet, ein solches Buch soweit inne zu haben, daß ich mir einige Rechenschaft darüber zu geben weiß, was der Mann eigentlich gewollt hat und wo er steht. Und doch ist es mir unmöglich, wie Fichte thut, es so vor dem Daumen abzubrechen und voraus zu setzen, daß wohl nichts darin stehen wird" (I. 291). Aehnlich an Eleonore: „Sie glauben nicht, wie mir das Lesen, sobald es irgend in kritischer Hinsicht geschehen muß, langsam von Statten geht. Ein Theil dieses Mangels kommt freilich nur von einem Unglauben an mich selbst, den ich nachgerade überwunden haben sollte, ein anderer aus alter Gewohnheit. Sie glauben nicht, wie arg dies ist, denken Sie es sich aber an dem Beispiel, daß einen Dialogen des Platon so zu verstehen, wie ich wünsche — wobei ich Alles, was die Sprache betrifft, schon voraussetze — mir gut und gern noch einmal so viel Zeit kostet, als ihn bis zur Vollendung zu übersetzen. Und dabei ist Platon unstreitig der Schriftsteller, den ich am besten kenne und mit dem ich fast zusammengewachsen bin."*) Deshalb setzte auch Schleiermacher nicht auf seine Leistungen, von denen er bescheiden dachte (II. 150), wohl aber auf das reine und kräftige Wollen,

*) Briefw. I. 343. Vgl. II. 214, 404.

auf die sittliche Energie, durch die er sein gebrechliches körperliches Organ zum Dienste des Geistes umzubilden und zu beherrschen verstand, einen gewiß nicht unberechtigten Stolz. Für ihn war es nicht eitle Prahlerei, wenn er in den Monologen ausgesprochen hatte, daß Leiden und Schicksale nur ein Material bilden, welche das Wirken des Geistes höchstens ändern, aber nicht aufheben könnten — er hat gehalten, was er sich damals gelobt, hat im schweren Leidenskampfe doch endlich den Sieg davongetragen, hat den Schmerz getäuschter Liebeshoffnung, nachdem er ihn bis in die Tiefen gekostet, nach und nach zu milder Wehmuth gelindert und hat unter dem Beistande des Höchsten in seinem Berufe, in seiner Wissenschaft, später auch in der innigen Liebe einer trefflichen Frau reichen Ersatz für das Verlorene und erquickenden Trost gefunden.

Seine damaligen amtlichen Verhältnisse in Stolpe scheinen nicht erfreulicher Art gewesen zu sein. Unter seinen Berufsgenossen ist kaum ein literarisch gebildeter Mann, (I. 315) und die ganze Synodalversammlung, zu welcher der Probst aus Artigkeit ihn eingeladen hatte, macht ihm einen überaus kläglichen Eindruck. — „Ach, liebe Freundin, schreibt er am 8. Juli 1802 an Eleonore, wenn man so unter 35 Geistlichen ist! — Ich habe mich nicht geschämt, einer zu sein, aber von ganzem Herzen habe ich mich hineingesehnt und hineingedacht in die hoffentlich nicht mehr ferne Zeit, wo das nicht mehr so wird sein können. Erleben werde ich sie nicht; aber könnte ich irgend etwas beitragen, sie herbeizuführen! — Von den offenbar infamen will ich gar nicht reden, auch wollte ich mir gern gefallen lassen,

daß einige dergleichen unter einer solchen Anzahl wären, besonders so lange die Pfarren noch 1000 Rthlr. eintragen — aber die allgemeine Herabwürdigung, die gänzliche Verschlossenheit für alles Höhere, die ganz niedere sinnliche Denkungsart — sehen Sie, ich war gewiß der Einzige, der in seinem Herzen geseufzt hat, gewiß, denn ich habe so viel angeklopft und versucht, daß ich sicher den zweiten gefunden hätte!"

Kein Wunder, daß sich Schleiermacher aus einer so banausischen Sphäre hinwegsehnte. Im November 1802 bot sich in Königsberg eine Aussicht (I. 369, 372) und schon wünschte der wieder recht freundlich gesinnte alte Sack ihm Glück, daß er bald einen seinen Talenten und Kenntnissen entsprechenderen Wirkungskreis haben werde (III. 324), doch erhielt diesmal sein Mitbewerber, ein gewisser Abegg, den Vorzug. Erst nach mehr als Jahresfrist sollte er von diesen Hyperboräern erlöst werden. „Stolpe ist nicht der Ort, meinte Sack, der Ihnen genügen und auf die Dauer behagen kann, und Sie sind es Sich allerdings selbst schuldig, einen angenehmeren und weiteren Kreis der Thätigkeit zu wünschen, und es Sich lieb sein zu lassen, wenn die Vorsehung Ihnen dergleichen anweiset." Im Januar des Jahres 1804 wurde ihm durch Vermittlung des Professor Paulus ein Ruf als Lehrer der praktischen Theologie an der Würzburger Universität zu Theil (I. 403. III. 387) mit Aussetzung eines Gehaltes von 650 Rheinischen Gulden. Es wurde ihm schwer, in dieser Sache zu einem festen Entschlusse zu kommen, da auf der einen Seite der Antrag so viel Lockendes hatte, auf der anderen Schleiermacher vor

der ihm noch ganz fremdartigen academischen Thätigkeit eine gewisse Scheu hatte. Auch galt es ihm wirklich etwas, in seinem engern Vaterlande, Preußen, zu bleiben „in einer alten und sicheren Ordnung der Dinge, unter einerlei Schicksal und Gesetz mit den Freunden, und zwar unter Gesetzen, die er im Ganzen liebe und ehre und von denen er wisse, daß sie zum Guten hinführen können und sollen (I. 409). Unter dem 6. April schreibt der Minister Thulemeyer nach Stolpe: „Ew. Hochehrwürden Gesuch als Prediger zu Stolpe entlassen zu werden, um die Vocation nach Würzburg annehmen zu können, habe ich Sr. Majestät dem Könige allerunterthänigst vorgetragen. Es ist darauf mittelst Cabinetsordre vom 5. d. M. eine für Dieselben sehr schmeichelhafte Resolution erfolgt. Sr. Majestät lassen Ihnen als einem vorzüglichen Kanzelredner, als Geistlichen und Gelehrten alle Gerechtigkeit widerfahren und haben den Wunsch geäußert, daß Ew. Hochwürden den Ruf nach Würzburg ablehnen möchten, auch mir den Auftrag ertheilt, Ihnen eine angemessene Zulage und die Aussicht einer guten Predigerstelle in Berlin zu versichern" (III. 388). Der Geheime Cabinetsrath Beyme, welchem sich Schleiermacher vorzugsweise durch die im October 1803 geschriebenen: „Zwei unvorgreiflichen Gutachten in Sachen des protestantischen Kirchenwesens zunächst in Beziehung auf den preußischen Staat", in welchen er sich für eine von Staatswegen auszuführende Vereinigung der beiden getrennten protest. Confessionen ausgesprochen, empfohlen zu haben scheint, (III. 397. I. 409) schlug dem Minister

vor, ihn als außerordentlichen Professor der Theologie und Universitätsprediger nach Halle zu schicken. Thulemeyer fand die Idee sehr gut und befürwortete sie bei dem Könige, worauf am 10. Mai 1804 die Cabinetsordre erfolgte, welche diese Anstellung aussprach und zugleich die erfreuliche Aussicht auf dereinstige Verwendung in Berlin wiederholte (III. 390). Im October sollte er sein neues Amt antreten (III. 392). —

Der Sommer 1804 brachte die lange ersehnte und vorbereitete Reise nach Rügen und damit eine rechte Erquickung für sein liebebedürftiges Gemüth, doppelt wohlthuend nach den schmerzlichen Erfahrungen in seinen Herzensangelegenheiten.*) Dort lernte er eine treffliche, fromme Hausfrau in der schon erwähnten Charlotte von Kathen persönlich kennen, dort auch deren Schwester, ein recht frisches, liebenswürdiges Mädchen, die erst sechszehnjährige Henriette von Mühlenfels (eine Tochter des Obristlieutenant v. Mühlenfels auf Sissow) mit der sich Freund Willich so eben verlobt hatte (I. 417). Und hier offenbarte sich wieder ein schöner Zug der Idealität in Schleiermachers Wesen. Völlig neidlos vermochte er das Liebesglück Willichs mit anzuschauen, nachdem ihm die Aus-

*) Briefw. I. 407: Du glaubst nicht, wie ich mich auf den Aufenthalt in Rügen freue! Bei allem wunderlichen Wechsel in mir und um mich her ist das der einzige feste Punkt, auf den ich seit langer Zeit und immer mit gleicher Freude hinsehe. Es ist das einzige Stück Leben, was ich vor mir sehe, wie eine kleine Insel in dem öden Meere, und ich sehe darauf mit so ruhiger und stiller Wehmuth wie auf das Letzte.

sicht auf ein ähnliches so eben in schmerzlichster Weise zertrümmert worden war. „Glaube mir, Ehrenfried, schreibt er dem Freunde (I. 410), ich kann mich ganz rein und ungetrübt über das freuen, was ich nicht haben werde. Ich sage das, weil mir oft einfiel, ob Ihr nicht glauben möchtet, meine Rührung über Euch, die Ihr so oft gesehen habt, wäre vielleicht nicht reine Freude, sondern Euer Glück mahnte mich auf eine störende Weise an mein Geschick. Aber Euer Glück war mir nie eine störende Mahnung, sondern ein stärkender Trost. Die Ueberzeugung, Ihr würdet ein solches Leben darstellen, als ich wollte, und ich würde mit darum wissen und mein Theil daran haben, dazu hat Euch jeder meiner Blicke, jeder Händedruck und jeder Kuß gesegnet."

Es sind dankbar frohe Empfindungen, welcher die Rückerinnerung an die herrlichen Tage auf der waldumkränzten Insel in ihm erweckt und die ihn zu dem Ausruf begeistern: „Ihr geliebten Seelen alle, wie habt ihr mir das Herz gefüllt und erweitert! Was für ein herrliches Ganze bildet der Verein, dem ich auch angehöre! Wenig fehlt, so ist alles Schöne darin zu finden, was wir in der Menschheit lieben. Auch ich habe mein eigen Theil, was sonst Keiner hat, und es stärkt mich, daß ich nichts mehr allein thue, sondern Alles in Eurem Namen. Und wie schön schließen wir uns auch Alle in gleichem frommen Sinn an den liebenden und bildenden Christus an. Seit ich die Brüdergemeinde verließ, habe ich mich noch nicht wieder so meines Christensinnes und Chri-

stenthums gefreut und seine Kraft so lebendig um mich her verbreiten gesehen" (I. 418).

Im September des Jahres wurde Ehrenfried von Willich mit seiner liebenswürdigen Braut vermählt. Was auch der Prediger, der ihren Bund segnete, gesprochen haben mag, sicherlich hat er nicht Besseres zu sagen vermocht, als was Schleiermacher aus seiner liebevollen Seele heraus dem jungen Paare ans Herz legt: *) „Liebe Tochter, ich vertrete heute Vaterstelle, und gebe Dich dem Manne, der mein Freund und Bruder ist. Du kennst das Auge voll süßer Thränen, das oft auf Deinem lieben Gesicht geruht hat. So schwimmt es auch jetzt in väterlicher Wonne und in heiliger Wehmuth und segnet Dich zu allen Freuden und Sorgen, die aber Dir immer Beides sein werden, und zu Allem, was die Menschen Pflichten nennen, was aber aus Deinem schönen Herzen immer als freie Liebe hervorgehen wird, und zu dem großen Berufe, dem Du entgegengehst, dem heiligsten, den der Mensch erreichen kann. — Und du mein geliebter Bruder, wenn Du das süße Mädchen aus den Händen unsrer theuren Charlotte empfängst, nimm sie auch aus der meinigen. Sie hat sich mir als Tochter gegeben, und so hoffe ich, meine Liebe zu ihr ist ein Brautschatz, den Du nicht verschmähen wirst. Du wirst ihr Alles sein, Vater, Bruder, Sohn, Freund, Geliebter; und doch werden wir Alle auch Euch sein können, was uns gebührt. Ihr wurzelt die junge Pflanze Eurer Ehe in ein schönes Land, von herrlichen Freunden umgeben. Einem

*) Der Brief ist vom 5. September 1804. I. 420.

immer schöneren Leben entgegensehend, wird sie herrlich gedeihen von dem vielfachen Segen, der darauf ruht. Auch ich will noch unter ihrem Schatten ruhen, von ihrem Blüthendufte genießen und von ihren Früchten brechen, wenn ich die eigne kränkelnde Pflanze nicht groß ziehen kann. Gedeihe ich aber auch noch, so wollen wir gemeinschaftlich ein wirthbares freundliches Obdach bilden, unter dem alle unsere Freunde die einsame Ruhe und Thätigkeit finden, und zu dem Alle, die das Gute und Schöne lieben, gern wallfahrten sollen."

---

### 3. Reden über die Religion.

Die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, welche man gemeiniglich als die Periode der Aufklärung zu bezeichnen pflegt, hatte an der Auflösung des Bestehenden in Staat, Kirche und Gesellschaft gearbeitet. Wie hoch man auch ihr Verdienst anschlagen möge um Entfernung alter drückender Vorurtheile und Erleichterung der beengenden Schranken, welche die Klassen der menschlichen Gesellschaft von einander trennten, so war doch ihr Charakter unleugbar vorzugsweise ein negativer, und manches Gute der alten Zeit zugleich mit dem Schlechten und Abgestorbenen hinweggeräumt worden. So war aus der Religion alles Trübe und Unklare, zugleich aber auch alles Geheimniß und alle Tiefe verbannt und durch eine ziemlich dürftige Moral oder die sogenannte natürliche Religion ersetzt worden,

welche auf einen nüchternen Schematismus von Gott, Tugend und Unsterblichkeit hinauslief und alles Eigenthümliche des Christenthums als leere Hülle zu beseitigen oder den Unmündigen zu überlassen geneigt war. Und auf der andern Seite eine geistlose Orthodoxie und in engeren Kreisen ein weichlicher und beschränkter Pietismus, der gegen die frische Zugluft der deutschen Philosophie sich ängstlich abzuschließen trachtete und männlichere Naturen, die von dem berauschenden Becher der neuen Weltweisheit getrunken, unmöglich fesseln konnte. Da galt es, den durch verstandesdürre Aufklärung und todtes Kirchenwesen fast verschütteten Quell der Religion wieder auszugraben und seine belebenden Wässer durch die Adern der deutschen Nation zu leiten*). Und diese Mission hat Friedrich Schleiermacher erfüllt, wiewohl kein Anderer seiner Zeitgenossen sie hätte erfüllen können. Erzogen, wie wir gesehen haben, in einer wahrhaft frommen Familie und weiterhin angeregt durch die stillen Einflüsse der Brüdergemeinde war er vor Allen befähigt, das Wesen der Frömmigkeit, die in ihm als ursprüngliches echtes und zartes Gefühl wohnte (nicht, wie bei so Vielen, eine Tochter der Theologie war) in seiner Urgestalt zu erfassen und doch wieder kraft seiner eminenten philosophischen Begabung und durch

*) Schiller schreibt an Zelter 1804: Berlin hat in den dunkeln Zeiten des Aberglaubens zuerst die Fackel einer vernünftigen Religionsfreiheit angezündet, dies war damals ein Ruhm und ein Bedürfniß. Jetzt in Zeiten des Unglaubens ist ein anderer Ruhm zu erlangen — es gebe nun auch die Wärme zu dem Lichte und veredle den Protestantismus, dessen Metropole es einmal zu sein bestimmt ist.

seine Studien mit allen Höhen und Tiefen weltlicher Weisheit wohl vertraut, konnte er Gehör fordern gerade von den Gebildeten, denn er besaß, was ihr Stolz und Ruhm war, die umfassendste und freieste menschliche Bildung. „Es mag ein unerwartetes Unternehmen sein, über welches Ihr Euch billig wundert, beginnt die erste Rede, welche Rechtfertigung überschrieben ist und die Wahl des Thema's motiviren soll, daß noch Einer wagen kann gerade von denen, welche sich über das Gemeine erhoben haben, und von der Weisheit des Jahrhunderts durchdrungen sind, Gehör zu verlangen für einen so gänzlich von ihnen vernachlässigten Gegenstand. Auch bekenne ich, daß ich nichts anzugeben weiß, was mir nur einmal jenen leichteren Ausweg weissagte, meinen Bemühungen Euren Beifall zu gewinnen, viel weniger den erwünschteren, Euch meinen Sinn einzuflößen und die Begeisterung für meine Sache. Denn schon von Alters her ist der Glaube nicht jedermanns Ding gewesen, und immer haben nur Wenige die Religion erkannt, indeß Millionen auf mancherlei Art mit den Umhüllungen gaukelten, welche sie sich lächelnd gefallen läßt. Aber zumal jetzt ist das Leben der gebildeten Menschen fern von Allem, was ihr auch nur ähnlich wäre. Ja, ich weiß, daß Ihr eben so wenig in heiliger Stille die Gottheit verehrt, als Ihr die verlassenen Tempel besucht; daß in Euren aufgeschmückten Wohnungen keine andern Heiligthümer angetroffen werden, als die klugen Sprüche unserer Weisen und die herrlichen Dichtungen unserer Künstler, und daß Menschlichkeit und Geselligkeit, Kunst und Wissenschaft, wieviel Ihr eben dafür zu thun meint und Euch davon an-

zueignen würdiget, so völlig von Eurem Gemüthe Besitz genommen haben, daß für das ewige und heilige Wesen, welches Euch jenseits der Welt liegt, nichts übrig bleibt und Ihr keine Gefühle habt für dies und von diesem. Ich weiß, wie schön es Euch gelungen ist, das irdische Leben so reich und vielseitig auszubilden, daß Ihr der Ewigkeit nicht mehr bedürfet und wie Ihr, nachdem Ihr Euch selbst ein Weltall geschaffen habt, nun überhoben seid, an dasjenige zu denken, welches Euch selbst schuf. Ihr seid darüber einig, ich weiß es, daß nichts Neues und nichts Triftiges mehr gesagt werden kann über diese Sache, die von Weisen und Sehern, und dürfte ich nur nicht hinzusetzen, von Spöttern und Priestern nach allen Seiten zur Genüge besprochen ist. Am wenigsten — das kann Niemandem entgehen — seid Ihr geneigt, die Letzteren darüber zu vernehmen, diese längst von Euch ausgestoßenen und Eures Vertrauens unwürdig erklärten, weil sie nämlich nur in den verwitterten Ruinen ihres Heiligthums am liebsten wohnen, und auch dort nicht leben können, ohne es noch mehr zu verunstalten und zu verderben. Dieß Alles weiß ich; und dennoch, offenbar von einer innern und unwiderstehlichen Nothwendigkeit göttlich beherrscht, fühle ich mich gedrungen zu reden und kann meine Einladung, daß gerade Ihr mich hören mögt, nicht zurücknehmen."

Von der Befangenheit der meisten seiner Standesgenossen wisse er sich frei und habe insbesondere nichts zu schaffen mit ihren altgläubigen und barbarischen Wehklagen, wodurch sie die eingestürzten Mauern ihres jüdischen Zions

und seine gothischen Pfeiler wieder emporschreien möchten. „Als Mensch also rede ich zu Euch von den heiligen Geheimnissen der Menschheit nach meiner Ansicht von dem, was in mir war, als ich noch in jugendlicher Schwärmerei das Unbekannte suchte, von dem, was seitdem ich denke und lebe, die innigste Triebfeder meines Daseins ist und was mir auf ewig das Höchste bleiben wird, auf welche Weise auch noch die Schwingungen der Zeit und der Menschheit mich bewegen mögen. Und daß ich rede, rührt nicht her aus einem vernünftigen Entschlusse, auch nicht aus Hoffnung oder Furcht, noch geschieht es aus sonst irgend einem willkührlichen oder zufälligen Grunde; vielmehr ist es die reine Nothwendigkeit meiner Natur; es ist ein göttlicher Beruf; es ist das, was meine Stelle in der Welt bestimmt, und mich zu dem macht, der ich bin."

Indem so der Redner sich ganz von den spezifischen Interessen seiner Zunftgenossen trennte und in möglichst voraussetzungsloser Weise seiner Aufgabe nahe trat, durfte er sich von den gebildeten Verächtern der Religion zunächst wenigstens ruhiges Gehör versprechen. Weit entfernt, von dem Hörer zu verlangen, daß er solche religiöse Wahrheiten und Formen sofort wieder anerkenne, die ihm fremd geworden sind und in denen er zufolge seiner wie immer beschaffenen Weltbildung sein Selbstbewußtsein nicht ausgedrückt finden kann, geht er vielmehr darauf aus, den gründlichen Nachweis zu führen, daß die wahrhafte und vollendete Bildung, die doch der Gegenstand ihres besten Strebens sei, den Verband mit der Religion schlechterdings nicht auf-

geben dürfe. Aus der Natur des menschlichen Bewußtseins, dem Fundament alles Glaubens und allen Zweifelns, will er die Religion als nothwendig herleiten und dadurch ihr innere Anerkennung erzwingen. Denn wenn wirklich die lebendigen Wurzeln der Religion oder der Frömmigkeit (denn beide sind nach Schl. im Wesentlichen gleichzusetzen) im tiefsten Innern des Menschen nachweisbar sind, so würde das Ertödten des religiösen Sinnes im Menschen um nichts besser sein, als das Ausreißen eines Auges oder irgend ein anderer Akt der Selbstverstümmelung. Zu diesem Zwecke führt der Redner die Religion auf ihren embryonischen noch formlosen Zustand im Gemüth zurück und sucht dort ihr eigenthümliches Wesen auf. Seine Thesis lautet: Nicht in Symbolen, Lehrsätzen und Gebräuchen ruht die Religion — wenn sie auch mit allen diesen Dingen einen Zusammenhang hat, der von den Verächtern fälschlich für die Sache selbst genommen wird — eben so wenig ist sie da als Stütze der Sittlichkeit und bürgerlichen Ordnung, sie ist vielmehr als ein unentbehrliches und wesentliches Moment in der wahren Menschennatur von eignem selbstständigem Werthe aufzuzeigen. Freilich giebt es gar Viele auch unter denen, die einer äußeren Kirchengemeinschaft angehören, welche die freie Himmelstochter nie gesehen, höchstens ein dürftiges Abbild derselben, „weil ihre Seele nie empfangen hat auf diesem Gebiete und ihre Begriffe nur untergeschobene Kinder sind, Erzeugnisse anderer Seelen, die sie im heimlichen Gefühle der eignen Schwäche adoptirt haben."

Nachdem so der Redner seine Aufgabe näher bestimmt

und den Staub der Vorurtheile abgeschüttelt, der an diesem Heiligthume der Menschheit haftet, macht er in der zweiten und bedeutendsten Rede: „Vom Wesen der Religion" den Versuch, die Geburtsstätte der Religion nachzuweisen. Das kann freilich nur annähernd durch Anknüpfung an die bisherige Betrachtungsweise der Hörer geschehen, vielmehr müssen die Verächter der Religion, da sie von derselben natürlich eigne Erfahrung nicht haben, aus ihrem Standpunkt herausgerückt und für eine ganz neue Anschauung gewonnen werden. In jedem menschlichen Bewußtsein, führt der Redner aus, sind Momente nachweisbar, in denen der Einzelne sein besonderes Dasein von dem Ganzen und Allgemeinen ergriffen findet, ehe er sich aus dieser geheimnißvollen Berührung wieder zu einem einseitig bestimmten Verhältniß des Erkennens oder Handelns zurückzieht. Jeder Mensch gehört als bewußtes Glied dem Universum, er wird von demselben innerlich bewegt und dann erst vermag er in einer gewissen Richtung die Welt in sein Bewußtsein aufzunehmen, d. h. erkennen oder seine Persönlichkeit in der Welt außer ihm geltend zu machen, d. h. handeln. Dieses tiefste und unmittelbarste Erregtwerden des Bewußtseins durch das Universum ist der Grundzug der Religion, dieser ursprüngliche und geheimnißvolle Lebensmoment, der jenseits aller Reflexion liegt, ist die Stätte der Empfängniß des Ewigen. Religion ist Sinn und Geschmack für das Unendliche, in diesem Unendlichen haben wir unsere eigene Bestimmung der Unsterblichkeit; in ihm finden und fühlen wir Gott selbst dann, wenn wir Anstand nehmen, den Begriff

des höchsten Wesens in die Schranke einer menschlich vorstellbaren Persönlichkeit zu bannen*).

Wie aber offenbaren sich im Gebiete der Natur und Geschichte die Regungen des religiösen Bewußtseins, der wahren Frömmigkeit? Andächtig und erhebend wirkt die Natur nur durch den immer gleichen Eindruck ewiger Harmonie und Ordnung, nicht durch ihre Massenhaftigkeit und räumliche Größe**). Das kindische Anstaunen der materiellen und arithmetischen Größe der Natur ist keine religiöse Erhebung. „Eben so wenig ist es Religion, wenn die Menschen hinauseilen in die große herrliche Welt, um sich da kleine Rührungen zu holen, wie sie in die zarten Zeichnungen und Tinten der Blumen hineinschauen oder in das magische Farbenspiel eines glühenden Abendhimmels und wie sie den Gesang der Vögel bewundern und eine schöne Gegend."***) Aber unsere eigentliche Heimath ist die Menschheit. Hier gilt es in allem Wechsel das Bleibende, in allen Dissonanzen doch den tiefen Einklang zu erkennen, der sich durch alle ihre Gestaltungen hindurchzieht. Giebt es auch unter der zahllosen Masse der Individuen nur wenige wahrhaft repräsentative Naturen, so ist doch jeder Einzelne ein wesentliches Glied in der Idee der Menschheit, der Eine stellt diese, der Andre jene

---

*) Reden über d. Religion. 3. Ausg. S. 117—121. W. Gaß in Herzog's Realencycl. d. prot. Th. S. 750.

**) Vgl. Schiller: An die Astronomen.

Euer Gegenstand ist der erhabenste freilich im Raume,
Aber, Freunde, im Raum wohnt das Erhabene nicht.

***) a. a. O. S. 77.

Seite in überwiegender Weise dar. Einen Moment wenigstens hat jeder Mensch, wo er auf den Gipfel desjenigen gestellt wird, was er überhaupt sein kann, für diesen Augenblick war er geschaffen, in diesem erreichte er seine Bestimmung; und nach ihm sinkt die erschöpfte Lebenskraft wieder zurück.*)

Wer so das Dasein jedes Einzelnen als eine eigenthümliche Darstellung, gewissermaßen als ein Compendium der Menschheit ansieht, der wird ungeachtet der Unreinheit, in der die Elemente der Menschheit oft gemischt erscheinen, wenn er den Blick auf das Ganze richtet, mit Liebe die Menschen umfassen. Und diese ist eine wesentliche Lebensäußerung der Religion.

So hebt die Religion den Menschen durch die Einsicht in die Harmonie des Weltalls und mitfühlende Theilnahme an dem Leben der Menschheit über die individuelle Beschränkung hinaus zur Erfassung des Weltgeistes, daß er in Allem, was lebt und webt, in allem Werden und Wechsel, in allem Thun und Leiden das Ewige finde. „Mitten in der Endlichkeit eins werden mit dem Unendlichen und ewig sein in jedem Augenblick, das ist die Unsterblichkeit der Religion.“ Ohne Religion würden wir in der Einseitigkeit untergehen, welche das menschliche Leben unvermeidlich mit sich bringt. In allem Handeln und Wirken nämlich, es sei sittlich oder künstlerisch, soll der Mensch nach Meisterschaft streben, alle Meisterschaft aber, wenn der Mensch ganz innerhalb

*) a. a. O. S. 90.

ihres Gegenstandes festgebannt ist, beschränkt und erkältet, macht einseitig und hart. Es ist unmöglich, daß der Einzelne sich in den verschiedensten Richtungen zum Meister ausbilde und Vollendetes schaffe, denn wer in Allem tüchtig sein will, bringt es nirgends zur Vollendung (scit de omnibus aliquid, de toto nihil), er kommt überdieß nie zu sich selbst und zu wahrer innerer Befriedigung. Wenn wir uns also im Erkennen und Handeln durchaus beschränken müssen, wie sollen wir es anfangen, unser Leben doch zu einem universellen zu erweitern? Das kann allein durch die Religion geschehen. „Der bestimmte Beruf eines Menschen ist nur gleichsam die Melodie seines Lebens, und es bleibt bei einer einfachen, dürftigen Reihe von Tönen, wenn nicht die Religion jene in unendlich reicher Abwechselung begleitet mit allen Tönen, die ihr nur nicht ganz widerstreben, und so den einfachen Gesang zu einer vollstimmigen und prächtigen Harmonie erhebt.“*) So allein kann der Mensch das Gleichgewicht seines Wesens wiederherstellen, welches unwiederbringlich verloren geht, wenn er sich ohne Frömmigkeit im Herzen irgend einer einzelnen Richtung, und wäre es die schönste und herrlichste, überläßt. —

Das religiöse Gefühl aber strebt nach Mittheilung. Der Sinn ist gemeinsam, doch ungleich die Fähigkeit der Darlegung. Bevorzugte Führer sammeln die ihnen geistig Verwandten. So entstehen Kreise religiöser Gemeinschaft. Es wäre der ideale Zustand der Kirche, wenn von den zu religiöser Selbstthätigkeit minder Befähigten (Laien) sich jeder

*) Reden S. 103.

nach seinem individuellen Bedürfniß an diejenigen Verkünder und Träger der religiösen Idee (Priester) anschlösse, die gerade am besten im Stande wären, ihre religiöse Anlage zur Entwicklung zu bringen. Daß aber der factische Zustand der Kirche diesem Ideale so wenig entspricht, hat hauptsächlich in zwei Umständen seinen Grund, einmal in der Einmischung des Staates, der die Gemeinde der Gläubigen mit besonderen bürgerlichen Rechten beschenkte, an denen in unterschiedsloser Weise alle äußerlich der Kirchengemeinschaft Angehörigen Theil nehmen, sodann in der Fassung der Religion als einer Summe von Lehren und Meinungen, welche ausschließliche Geltung beanspruchen. Wenn aber auch so die Kirche in ihrer dermaligen Erscheinung ihrer Idee durchaus nicht entspricht, darf man doch nicht ihre gänzliche Zerstörung wünschen, da die bestehenden Kirchengemeinschaften doch insofern gewissermaßen Vorschulen der wahren Kirche sind, als sie denen, welche die Frömmigkeit erst suchen, Anhaltspunkte bieten, wo sie das Bedürfniß und die Sehnsucht nach religiöser Anregung befriedigen können.

Die letzte Rede, welche von der Verschiedenheit der Religionen handelt, zeugt zwar mehr von speculativem, als von historischem Sinn*), zeichnet sich aber durch großartige Freiheit und Weite der Gesichtspunkte aus. — Mannichfaltigkeit der Religionen ist nothwendig. Wenn das Wesen der Religion im frommen Gefühl besteht, so hat folgerecht die Eigenthümlichkeit der Individuen ein Recht, sich geltend

---

*) Schwarz, Wesen der Religion II, S. 124.

zu machen. Je nachdem nun das Göttliche in der Vielheit seiner Elemente oder in der Alles umschließenden Einheit angeschaut, oder gar nur die eine oder andere Kraft als das Absolute gefaßt wird, bilden die Religionen eine Stufenreihe von Fetischismus, Polytheismus und Monotheismus, und innerhalb des letzteren treten wieder graduell verschiedene Arten heraus, je nach dem Gesichtspunkte, aus welchem das Verhältniß des Menschen zu Gott betrachtet wird. Es ist aber die Behauptung unrichtig, daß außer dem Christenthume alle andern Religionsauffassungen unwahr seien. Vielmehr ist jede Religion wahr an ihrem Orte, sofern sie die Art und Weise ist, wie an einer gegebenen Stelle des Raumes und der Zeit und unter den Bedingungen der Nationalität und Individualität das Universum empfunden wird. Man kommt auf den Begriff des Wahren und Unwahren in der Religion überhaupt nur, wenn man sie, wie gewöhnlich geschieht, als ein Wissen faßt. „Unmittelbar in der Religion ist Alles wahr, denn wie könnte es sonst geworden sein? Unmittelbar aber ist nur, was noch nicht durch den Begriff hindurchgegangen ist, sondern rein im Gefühle erwachsen. Auch Alles, was sich irgendwo religiös gestaltet, ist gut, denn es gestaltet sich ja nur, weil es ein gemeinsames höheres Leben ausspricht" *). Ja, der Redner scheut sich nicht, die Frage aufzuwerfen, ob sich der Fromme schlechterdings an eine der gegebenen historischen Religionsformen anschließen müsse, um dieselbe in thesi zu verneinen. Sollte sich ihm das

---

*) Reden S. 63.

Universum von einer neuen Seite offenbaren, so spreche er die neue Offenbarung aus und versuche einen Kreis von religiös Empfänglichen um sich zu sammeln, die sich gerade durch seine Weise der Anschauung angesprochen und gefördert fühlen. Für diese wäre er dann der Mittler, weil er ihr eigenthümliches religiöses Leben begründet hätte. Denn wenngleich Christus sein göttliches Leben mit einziger Ursprünglichkeit offenbart hat, so hat er doch nie behauptet, der alleinige Mittler zu sein, sondern Alle, die ihm anhingen, sollten es durch ihn werden. Allein thatsächlich wird doch nicht leicht Jemand in den Fall kommen, keiner einzigen von den historisch gegebenen Religionen beitreten zu können, denn die Entstehung einer neuen Offenbarung ist nicht ohne außerordentliche Einwirkung auf eine größere Gemeinschaft denkbar, überdieß umfassen die factisch bestehenden religiösen Gemeinschaften principaliter alle wesentlichen Unterschiede der religiösen Eigenthümlichkeit und bieten überdieß bei ihrer im Einzelnen unendlichen Bestimmbarkeit der freiesten Entwickelung der Individuen ein hinreichendes Feld*). Und so ist Jeder, der von demselben Hauptpunkt mit der christlichen Religion ausgeht (daß vermittelnde Kräfte da sein müssen, durch welche die Gottheit die von ihr abfallende, dem Verderben entgegeneilende Menschheit in Verbindung mit sich erhält), ein Christ, und sein Princip bleibt bei allen Fehlern in der Form ächt christlich, so lange es frei ist. Das Christenthum verschmäht durchaus beschränkende Alleinherrschaft; es

*) a. a. O. S. 266 flgd.

ehrt jedes seiner Elemente genug, um es auch als den Mittelpunkt eines eigenen Ganzen anzuschauen; es will nicht nur in sich Mannichfaltigkeit bis in's Unendliche erzeugen, sondern möchte auch außer sich alle anschauen, die es aus sich selbst nicht herausbilden kann. Nie vergessend, daß es den besten Beweis seiner Ewigkeit in seiner eignen oft traurigen Geschichte hat und immer wartend einer Erlösung aus der Unvollkommenheit, von der es eben gedrückt wird, sähe es gern außerhalb dieses Verderbens andre und jüngere, womöglich kräftigere und schönere Gestalten der Religion hervorgehen, dicht neben sich aus allen Punkten, auch von jenen Gegenden her, die ihm als die äußersten und zweifelhaften Gränzen der Religion überhaupt erscheinen. Die Religion der Religionen kann nicht Stoff genug sammeln für ihre reine Neigung zu allem Menschlichen; und so wie nichts irreligiöser ist als Einförmigkeit zu fordern in der Menschheit überhaupt, so ist nichts unchristlicher als Einförmigkeit zu suchen in der Religion *).

---

So etwa stellt sich in den Hauptzügen der Gedankengehalt dieser berühmten Reden Schleiermachers heraus. Daß seine Aufstellungen, denen Niemand Originalität, Tiefe und eine Fülle von Geist absprechen wird, viele begründete Einwürfe zulassen, ist wohl unläugbar und daß sie zu mannichfachen Mißverständnissen Anlaß gegeben, nicht zu

*) a. a. O. S. 299.

verwundern. Hier sei nur ein Punkt angedeutet, an dem die Kritik immer zunächst einsetzen wird. Daß die Religion in ihrer primitiven Form **Gefühl** sei, Gefühl als ein Wirken Gottes in uns, vermittelt durch das Wirken der Welt auf uns — ist ein wahrer und fruchtbarer Gedanke, welchen zum wissenschaftlichen Bewußtsein erhoben zu haben Schleiermachers unbestreitbares Verdienst bleiben wird. Aber das Verhältniß des Fühlens zum Denken und Wollen oder das Verhältniß der Religion zu Philosophie und Sittlichkeit ist damit noch keineswegs begränzt und kann als ein sehr verschiedenartiges gedacht werden. Die Befreiung und Vergeistigung der Religion ist in diesen Reden dadurch erreicht, daß dieselbe ganz in die Subjectivität zurückgezogen ist. Was ich fühle, ist die Hauptsache, wie ich es in jedem Augenblicke ausspreche, bleibt mehr oder minder zufällig, und noch viel weniger kommt es auf die wissenschaftlichen Formeln an, in welchen ich hinterher jene Aussprüche reflectirend zusammenfasse*). Wenn aber doch das fromme Gemüth seine religiöse Erregtheit nicht in sich verschließen wird, sondern offenbar das Bedürfniß hat, sich Andern mitzutheilen, wie soll solche Mittheilung gedacht werden ohne eine Art von reflectirender Zusammenfassung? Allerdings ist es sehr wahr, daß der spezifische Gehalt dessen, was der Mensch im innersten Gemüthe trägt, durch die Umsetzung in den Begriff in der Regel schon verändert wird**), aber wie wenig

*) Strauß, Charakteristiken S. 22.

**) Spricht die Seele, so spricht, ach, schon die Seele nicht mehr. Schiller.

auch das Wort der adäquate Ausdruck der Idee sein möge, wir können es doch nicht entbehren, wenn nicht das Gefühl ein gar zu unbestimmtes und schwankendes bleiben soll. Sobald aber das religiöse Gefühl aus dem Innern in die Erscheinung heraustritt und durch die Aussprache Inhalt und Bestimmtheit gewinnt, so löst sich unwillkührlich jene mystische Einheit des Menschen und seines Gottes auf, und es bilden sich die Ansätze zum Wissen und Thun. Daher ist die Religion wohl ursprünglich, aber nicht ausschließlich Sache des Gefühls. Es kann aber bei dem instinctiven Leben desselben nicht bleiben, sobald es zu irgend einer objectiven Darstellung der Religion in einer Gemeinschaft religiöser Individuen kommen soll. Insofern könnte man Schleiermachers Religion, wie sie in den Reden erscheint, recht treffend eine musikalische nennen, weil sie im Innern unbestimmt, zum Gedanken nur in einem losen Verhältnisse steht, ihr Dasein nach Außen aber an die Person des religiösen Künstlers gebunden ist und in der Anziehungskraft besteht, welche die Klänge des frommen Gefühls, die er anschlägt, auf größere oder kleinere Kreise ausüben*).

Später hat Schleiermacher seine ursprüngliche Beschreibung der Religion mannichfach erläutert und verdeutlicht, das fromme Gefühl in den verschiedensten Wendungen näher bestimmt und insbesondere als das unmittelbare Bewußtsein der absoluten Abhängigkeit von Gott bezeichnet und gegen die möglichen Einwürfe verschiedener Gegner zu sichern

---

*) Strauß a. a. O. S. 23.

gesucht. Er hat deshalb auch der dritten Auflage seiner Reden (1821) sehr ausführliche Anmerkungen beigefügt, in denen er mit großer dialektischer Kunst die Kluft zwischen seiner vormaligen Anschauung und seinem späteren Standpunkt überbrückt, ohne doch durch diese oft sehr gewundenen Erklärungen den Unbefangenen überzeugen zu können, daß die Differenz überhaupt nicht vorhanden sei. Es scheint mir aber nicht im Mindesten gerechtfertigt, daraus gegen ihn den Vorwurf irgend welcher Unredlichkeit herzuleiten. Die Veränderungen, welche sich in seinem Innern vollzogen, — und er selbst macht kein Hehl daraus, daß die Jahre Vieles an ihm gereift haben — sind so allmählicher und unmerklicher Art gewesen, so fern von schroffen und plötzlichen Wandelungen, daß bei der bewußtvollen Stetigkeit und Klarheit seiner wissenschaftlichen Entwickelung ihm selbst wohl nicht als eine Kluft erscheinen mochte, was Andern leicht so vorkommt und die kühnen an Pantheismus streifenden Aeußerungen des jugendlichen Geistes dem gereiften Manne bei späterem Rückblick minder verfänglich dünken konnten.

Denn das Wesentliche des Evangeliums, der echte Gehalt des Christenthums ist ihm gewiß nie verloren, wenn auch eine Zeit lang mehr latent gewesen, und der Werth des Historischen und Positiven in der Religion ihm erst mehr allmählich in seiner praktischen Amtsthätigkeit klar geworden. Insofern erscheint mir als die richtigste Auffassung dieser Reden über die Religion, was W. Gaß in der vortrefflichen Vorrede zum Briefwechsel

Schleiermachers mit seinem Vater bemerkt*): „Wie andere Männer die Religion bis zu ihren äußersten Gränzen verfolgt und deren freie Ader auch da wiedergefunden haben, wo das herumgewachsene Gestein des Aberglaubens sie gänzlich unsichtbar macht, so war es seine Aufgabe, auf die Anfänge zurückzugehen und das Wesen der Religion vor aller Gestaltung aufzusuchen. Daher wird überall an die unbenannten, d. h. nicht stereotyp gewordenen Größen der Religion angeknüpft, welche zu verläugnen der Sünde wider den Geist gleichen würde; das Göttliche tritt auf vor Gott, das Ewige vor der Unsterblichkeit, die Anregung vor der Lehre, die Gemeinschaft vor der Kirche. So aufgefaßt gehören die Reden in die Propyläen aller Religionslehre, und Schleiermacher hätte sie auch in späteren Jahren schreiben können, so gut wie sie eifrig gelesen wurden zur Zeit, als die Klasse der Verächter sehr zusammengeschmolzen war. Und da die spätern Leser die Reden nicht bloß als historisches Denkmal wollten gelten lassen, so wird erklärlich, daß sie Schleiermacher auch nicht so betrachtete, sondern geneigt war, das Manifest seiner Jünglingsjahre sich möglichst nahe zu rücken und die Verbindungslinien weiter zu ziehen, als es der ursprünglichen Anschauung, aus welcher die Reden hervorgegangen waren, angemessen ist". Daß aber Schleiermacher zunächst seiner Zeit mit den Reden einen wahrhaft befreienden, unendlich segensreichen Dienst geleistet, darüber

---

*) S. XXV.

haben wir die vollgültigsten Zeugnisse. Männer der verschiedensten Richtungen führen gerade auf sie den entscheidenden Umschwung in ihrem Innern zurück. Ein Klaus Harms gesteht, daß er von diesem Buche einen Stoß zu einer ewigen Bewegung empfangen und daraus gewonnen habe, was er die Geburtsstunde seines höheren Lebens nenne. Und Neander bezeugt: „Diejenigen, welche damals zu dem heranwachsenden jüngeren Geschlechte gehörten, werden sich erinnern, mit welcher Macht dieses in der Kraft jugendlicher Begeisterung von dem verkannten, unverleugbaren religiösen Elemente in der menschlichen Natur zeugende Buch auf die Gemüther der Jugend einwirkte. Schleiermacher schlug hier einen Ton an, der zumal in den Gemüthern der Jugend überall nachklingen mußte. Es wurden die Menschen in die Tiefe ihres Gemüthes zurückgeführt, einen göttlichen Zug hier zu vernehmen, der, einmal hervorgerufen, sie über das, was der Urheber dieser Anregung mit klarem Bewußtsein ausgesprochen hatte, hinausführen konnte". Wir Alle, die wir Zeugen ihrer Einwirkung in die Zeit waren und dieselbe als Jünglinge an uns selbst erfuhren — sagte kurz nach Schleiermachers Tode der damalige Rector der Berliner Universität Fr. Strauß — denken nie ohne Rührung an das allgemeine Zucken, das bei den Blitzen seiner Worte durch die Gemüther fuhr, an das freudige Staunen, das sich unsrer bemächtigte und an das hoffnungsvolle Hineinschauen in eine neue Zeit, die sich ankündigte. Schleiermacher hatte, einer der Ersten, die Aufgabe seiner Zeit erkannt, und darum fielen ihm so viele Herzen zu. Das hatte ihm Gott

gegeben. Mochte auch die Art, wie er sie zu lösen unternahm, auf dem Felde der Wissenschaft Gegner finden, keiner mochte doch leugnen, daß er eine Zeit lang in seinem Lichte fröhlich gewesen war.

Und heut? Und bei uns? Giebt es nicht der gebildeten und ungebildeten Verächter der Religion genug? Wohl gilt die Verachtung der Religion im Großen und Ganzen nicht mehr als Zeichen höherer Bildung — und gerade das ist eine Folge von Schleiermachers tief eingreifender, reformatorischer Wirksamkeit — aber wie Viele gehen auch heute in den vergänglichen Interessen des äußeren Lebens auf und entbehren das rechte Centrum und Ziel alles Strebens? Oder, wenn sie die Religion wohl gelten lassen, aber nichts weiter in ihr sehen, als eine Stütze der staatlichen Ordnung, vielleicht gar ihrer Privilegien, was haben sie von ihrem Wesen begriffen? Hier mögen sie erkennen, wenn anders sie solcher Erkenntniß noch fähig sind, daß es in den geheimnißvollsten Tiefen der Menschenbrust einen Urgrund des Lebens giebt, aus dem alle einzelnen Geisteskräfte ausfließen und in den sie zugleich wieder einmünden, und daß ohne diese ewige Bewegung des Geistes nach dem Göttlichen als seiner wahren Heimath das ganze Dasein zweck- und ziellos verlaufen würde. Mögen aber auch auf der andern Seite diejenigen, welche weit über diese sogenannte „weltförmige“ Religiosität Schleiermachers hinausgeschritten zu sein glauben, in dem Spiegel dieser Reden prüfen, ob ihre Frömmigkeit eine ursprüngliche oder abgeleitete, ob ihr Glaube auf äußerer kirchlicher Ueberlieferung oder innerer Erfahrung beruhe. Denn das ist die

ewige und unwiderlegliche Wahrheit dieser Reden, die ihnen durch keine Ausstellung im Einzelnen verkümmert werden darf, daß die Religion in letzter Instanz weder ein Erkennen noch ein Handeln, sondern das verborgene Leben in Gott ist, und daß der Werth und das Maaß der Frömmigkeit nicht in dem liegt, was der Mensch annimmt und bekennt, sondern was er im innersten Grunde ist und erlebt.

---

### 4. Monologen.

Erloschen sind die heitern Sonnen,
Die meiner Jugend Pfad erhellt,
Die Ideale sind zerronnen,
Die einst mein trunknes Herz geschwellt.

So klagte einst der edelste deutsche Dichter am Ausgange des sturmbewegten achtzehnten Jahrhunderts und begrüßte das neue mit der schwermuthsvollen Frage:

Edler Freund, wo öffnet sich dem Frieden,
Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?

Recht im Gegensatz zu dieser melancholisch trüben Stimmung, die aus den angeführten Dichterworten spricht, steht die kleine Schrift, welche Schleiermacher bei dem Anbruche unseres Jahrhunderts als Neujahrsgabe der Welt bot. Es ist stolze Siegesgewißheit und kühnes Selbstvertrauen, was diese ethischen Selbstbetrachtungen athmen, die durch ihre männliche Kraft und köstliche Frische immer und immer

wieder den denkenden Leser entzücken und weit mehr, als sie es wirklich geworden sind, ein Gemeingut der nach Idealität strebenden deutschen Jugend zu werden verdienten. Versuchen wir auch hier die Hauptgedanken an der Hand des Schriftstellers und zwar meist mit dessen eignen Worten darzustellen.

Bei dem Beginn eines neuen Lebensjahres pflegen wohl auch solche Menschen, die sonst des Lebens Mühen und Genüsse ohne Nachdenken hinnehmen, sich zu besinnen, und einen Rückblick in die Vergangenheit wie eine Vorschau in die Zukunft zu halten. Aber der äußerliche und zufällige Zeitabschnitt erregt nicht nothwendig das unmittelbare Bewußtsein unserer Beziehung zu dem Ewigen, ohne die doch alle Selbstbetrachtung nichtig und werthlos ist. „Vergleichend wägt der Eine ab Genuß und Sorge der Vergangenheit, und will das Licht, das ihm aus der zurückgelegten Ferne noch nachschimmert, in ein einziges kleines Bild vereinigen unter dem Brennpunkte der Erinnerung. Ein andrer schauet an, was er gewirkt, den harten Kampf mit Welt und Schicksal ruft er gern zurück, es forscht ein Dritter, was er wohl gelernt und schreitet stolz in viel erweiterten und vollgefüllten Speichern der Kenntnisse einher, erfreut, wie doch so Vieles sich in ihm zusammendrängt. O kindisches Beginnen der eitlen Einbildung! Dem fehlt der Kummer, den die Phantasie gebildet und den aufzubewahren das Gedächtniß sich geschämt; es fehlt jenem der Beistand, den Welt und Schicksal selbst geleistet, wiewohl er Beide jetzt nur feindlich begrüßen möchte; und dieser bringt nicht mit in Anschlag das Alte, was von dem Neuen verdrängt wurde — und niemals ist die Rechnung richtig.

Doch wäre sie es, wie tief verwundet's mich, daß Menschen denken mögen, dies sei Selbstbetrachtung, dies heiße: sich erkennen. Dafür auch wie endet das hochgepriesene Geschäft! Die Phantasie ergreift das treue Bildniß der vergangenen Zeit, mit schöneren Umgebungen nicht sparsam malt sie es in den leeren Raum der nächsten Zukunft und sieht oft seufzend auf das Urbild noch zurück. So ist die letzte Frucht nur jene eitle Hoffnung, daß Besseres kommen werde, oder jene gemeine Klage, daß dahin sei, was so schön gewesen, und daß der Stoff des Lebens mehr und mehr von Tag zu Tage schmelzend der schönen Flamme bald das Ende zeige". Wer um den Beruf zu einem höheren Leben nicht weiß mitten im Strome der flüchtigen Gefühle und Gedanken, findet ihn gewiß auch dann nicht, wenn er die Zeit mißt und das irdische Leben abtheilt. Aus der Zeitlichkeit und Endlichkeit kommt der Mensch nicht anders heraus, als wenn er durch einen kühnen Entschluß von dem auf endliche und äußerliche Zwecke gerichteten Streben sich löst und mit klarem Blick sich die geheimnißvolle Innerlichkeit aufschließt, welche sich dem gewöhnlichen Auge gänzlich verbirgt. „Sonst bleibt er der Zeit und der Nothwendigkeit ein Sclave; was er sinnt und denkt, trägt ihren Stempel, und nie ist ihm vergönnt, das heilige Gebiet der Freiheit zu betreten. Denn in dem Bilde, was er von sich entwirft, ist er sich selbst zum äußern Gegenstand geworden, wie alles Andere ihm ist, und Alles darin ist nur durch äußere Verhältnisse bestimmt. Wie ihm sein Dasein erscheint, hängt ab vom Gehalt der Zeit. Wer mit thierischem Gemüth nur den

Genuß sucht, dem scheint sein Leben arm oder reich, je nachdem der angenehmen Augenblicke viel oder wenig verstrichen sind in gleicher Zeit, und dieses Bild betrachtet er mit Wohlgefallen oder nicht, je wie das Günstigste darin das Erste oder Letzte war. Wer ein anmuthiges und gepriesenes Leben bilden wollte, hängt ab von Andrer Urtheil über sich, vom Boden, auf dem er stand und von dem Stoff, den seiner Arbeit das Schicksal vorgelegt; so auch, wer wohlthätig zu wirken strebte. Die beugen Alle sich dem Scepter der Nothwendigkeit und seufzen unter dem Fluch der Zeit, die Nichts bestehen läßt".

Freilich ist das Leben eine flüchtige Harmonie, aus der Berührung des Vergänglichen und Ewigen entsprungen, aber der Mensch ein unvergänglicher Gegenstand der Anschauung. „Frei steht vor mir sein innerstes Handeln, in dem sein wahres Wesen besteht, und wenn ich dieses betrachte, fühle ich mich auf dem heiligen Boden der Freiheit und fern von allen unwürdigen Schranken. Darum muß auf mich selbst mein Auge gerichtet sein, um jeden Moment nicht nur verstreichen zu lassen als einen Theil der Zeit, sonder als Element der Ewigkeit ihn festzuhalten und als inneres freies Leben ihn anzuschauen.

Nur für den giebt's Freiheit und Unendlichkeit, der wohl zu sondern weiß, was in seinem Dasein er selbst ist und was Fremdes, was in der Welt ihm Fremdes und was er selbst ist; ja nur für den, der klar das große Räthsel sich gelöst hat, wie Beides zu scheiden ist und wie es in einander wirkt, ein Räthsel, in dessen alten Finsternissen noch Tausende sich quälen und hingege-

ben, weil das eigne Licht erloschen, dem trügerischsten Scheine folgen müssen. Die Außenwelt ist Jedem das Erste, der Geist ein kleiner Gast nur auf der Welt. Mir stellt der Geist, die Innenwelt, sich kühn der Außenwelt, dem Reich des Stoffs, der Dinge gegenüber. Deutet nicht des Geistes Vermählung mit dem Leibe auf seine große Vermählung mit Allem, was leibähnlich ist? Erfaß' ich nicht mit meiner Sinne Kraft die Außenwelt? Trag' ich nicht die ewigen Formen der Dinge ewig in mir? Und erkenn' ich sie nicht so nur als den hellen Spiegel meines Innern? Jene fühlen sich in Furcht daniedergedrückt von den unendlich großen und schweren Massen des Erdenstoffes, mir ist das Alles nur der große gemeinschaftliche Leib der Menschheit, wie der eigene Leib dem Einzelnen gehört, ihr angehörig, nur durch sie möglich und ihr mitgegeben, daß sie ihn beherrsche, sich durch ihn verkünde. Ihr freies Thun ist auf ihn (den Erdenstoff) hingerichtet, um Alles sich in Organe umzuwandeln und alle seine Theile mit der Gegenwart des königlichen Geistes zu zeichnen, zu beleben. So ist die Erde mir der Schauplatz meiner freien Thätigkeit. Nichts ist nur Wirkung von ihr auf mich, nein, immer geht auch Wirkung von mir auf sie, und nicht in anderm Sinne fühl' ich mich durch sie beschränkt, als durch den eignen Leib. Doch was mir zunächst Welt ist, Allgegenwart und Allmacht in sich schließend, das ist die ewige Gemeinschaft der Geister, ihr Einfluß auf einander, ihr gegenseitiges Bilden, die hohe Harmonie der Freiheit. Und ihr gebührt es, zu wandeln und zu bilden die Oberfläche meines Wesens und

auf mich einzuwirken. Hier, und nur hier ist der Nothwendigkeit Gebiet. Mein Thun ist frei, nicht so mein Wirken in der Welt der Geister, das folget ewigen Gesetzen. Es stößt die Freiheit an der Freiheit sich, und was geschieht, trägt der Beschränkung und Gemeinschaft Zeichen. Ja, du bist überall das Erste, heilige Freiheit! Was nothwendig ist, ist nicht mein Thun, es ist sein Wiederschein, es sind die Elemente der Welt, die ich in der fröhlichen Gemeinschaft mit Allen erschaffen helfe. Ihr gehören die Werke, die ich auf gemeinschaftlichem Boden mit Andern erbaut als meinen Antheil an der Schöpfung, die unsere inneren Gedanken darstellt; ihr der bald steigenden, bald fallenden Gefühle Gehalt; ihr die Bilder, die kommen und vergehen, und was sonst wechselnd in's Gemüth die Zeit bringt und hinwegnimmt als Zeichen, daß Geist und Geist sich liebevoll begegnet, als der Kuß der Freundschaft zwischen Beiden, der sich anders immer wiederholt. Dies geht, der Tanz der Horen, melodisch und harmonisch nach dem Zeitmaaß, doch Freiheit setzt die Harmonie und giebt die Tonart, und alle zarten Uebergänge sind ihr Werk, sie gehen aus dem innern Handeln und aus dem eignen Sinn des Menschen selbst hervor".

In dieser Vorbetrachtung, welche wir auch wegen der Schönheit ihrer Form so ausführlich mitgetheilt, liegt der Schlüssel zum Verständniß der Monologen. Nur der kann Schleiermachers Sinn recht fassen, der zwischen dem Menschen seiner Idee nach und dem Menschen nach seiner vorübergehenden Erscheinung scharf zu [illegible] weiß. So lange der Mensch sein wahres [illegible]

nicht erfaßt hat, besitzt er nur den vergänglichen Lebensstoff, er läßt das äußere Leben unbefangen auf sich wirken und fühlt sich in Freud' und Leid durch die Zufälligkeit der Verhältnisse bedingt. Erst wenn er die Tiefe seines Selbst gefunden, wo es mit seiner Wurzel aus dem Boden der Zeit in die Ewigkeit hinabreicht, wenn er sein wahres absolutes Ich von dem empirischen durch die Außenwelt beschränkten unterscheidet, macht er den Uebergang von dem unwahren Schein zu dem wahren Sein und wird in diesem Prozeß der innern Selbsterhebung wahrhaft frei und vom Schicksal unabhängig. Denn das Schicksal kann die äußere That zwar hindern, hat aber keine Macht über den inneren Werth und Gehalt der That. Darum hat, wer durch sein Handeln an Kraft und Reife innerlich gewonnen, nicht zu trauern nöthig, wenn der äußere Erfolg der That, der nicht in seiner Hand steht, ihm versagt wird. „So fließt zwar mein irdisches Thun leicht dahin im Strome der Zeit, es wandeln sich Vorstellungen und Gefühle und ich vermag nicht eines festzuhalten; schnell fliegt vorbei der Schauplatz, den ich spielend mir gebildet, und auf der sichern Welle führt der Strom mich Neuem stets entgegen: so oft ich aber in's innere Selbst den Blick zurückwende, bin ich zugleich im Reich der Ewigkeit; ich schaue des Geistes Leben an, das keine Welt verwandeln und keine Zeit zerstören kann, das selbst erst Welt und Zeit erschafft. Auch bedarf es nicht etwa der Stunde, die ein Jahr von dem andern trennt, mich aufzufordern zum Genuß des Ewigen und mir das Auge des Geistes zu wecken, welches Vielen ja geschlossen ist, wenn auch das Herz schlägt und die Glieder

sich regen. Immer möchte das göttliche Leben führen, wer es einmal gekostet hat; jegliches Thun soll begleiten der Blick in des Geistes Geheimnisse. So kann jeden Augenblick der Mensch auch über der Zeit leben zugleich in der höheren Welt".

Freilich sagen die Weisen, daß Handeln und Selbstbetrachten sich gegenseitig störe, und die Künstler behaupten, daß die dichtende und bildende Seele sich bewußtlos in ihre Schöpfung versenken müsse*). Aber warum soll nicht bei dem äußern Handeln in der Welt, wie bei dem Bilden und Dichten der Geist auch in sich selbst zurückschauen? „Trenne doch nicht, was im Wesen des Menschen vereint ist. Richte in der Welt aus, was du vermagst, präge deine Eigenthümlichkeit allseitig aus, aber immer schaue in Dich selbst, wisse, was Du thust und erkenne Deines Handelns Maaß und Gestalt. In solcher Selbstbetrachtung beginne schon jetzt Dein ewiges Leben; sorge nicht um das, was kommen wird, weine nicht um das, was vergeht, aber sorge, Dich selbst nicht zu verlieren und weine, wenn Du dahin treibst im Strome der Zeit, ohne den Himmel in Dir zu tragen".

Was ist nun aber das Resultat dieser wichtigen Selbstbetrachtung? Das entwickelt Schleiermacher im zweiten Monolog, der „Prüfungen" überschrieben ist. Fassen wir

---

*) All' unser redlichstes Bemühn
Glückt nur im unbewußten Momente.
Wie möchte denn die Rose blühn,
Wenn sie der Sonne Herrlichkeit erkennte?

Göthe.

das Ergebniß in wenig Worte: Der Mensch wird als seine höchste Aufgabe erkennen, seine Eigenthümlichkeit in ihrer ganzen Schärfe und Bestimmtheit auszubilden und Andern in der Bildung ihrer Eigenthümlichkeit beizustehn. Die Erkenntniß der Bedeutung der Individualität ist für Schleiermachers Weltanschauung charakteristisch. Schon in den Reden über die Religion hatte er, wie wir oben sahen, ausgesprochen, daß jeder Einzelne die Menschheit repräsentire, insofern der Eine diese, der Andere jene Seite überwiegend darstelle, daß also die Menschheit nur das vervielfältigte, deutlicher ausgezeichnete Ich sei. Aber daraus folgt nicht, daß man die Menschen auf ein Gemeinsames ohne allen Unterschied und Gliederung zurückführen dürfe, wie die idealistische Philosophie es gethan hat. Hierin unterscheidet sich Schleiermacher durchaus von der starren Energie des Philosophen Fichte, an dessen Kühnheit und Größe wir wohl sonst in den Monologen vielfach erinnert werden, daß er die Persönlichkeit als eine eigenartige erkannte und forderte und die sittliche Virtuosität nicht wie Jener darein setzte, daß der Einzelne seine Besonderheit dem Allgemeinen, der objectiven Vernunft, der für Alle identischen Pflicht selbstlos opfere, sondern gerade darin, daß er das allgemein Menschliche in individueller Weise darstelle. „Lange genügte es auch mir, nur die Vernunft gefunden zu haben, und die Gleichheit des einen Daseins als das Einzige und Höchste verehrend glaubte ich, es gebe nur ein Rechtes für jeden Fall, es müsse das Handeln in allen dasselbe sein, und nur wiefern doch Jedem seine eigene Lage, sein eigner Ort

gegeben sei, unterscheide sich Einer vom Andern. Nur in der Mannichfaltigkeit der äußern Thaten offenbare sich verschieden die Menschheit; der innere Mensch, der einzelne, sei nicht ein eigenthümlich gebildetes Wesen, sondern überall ein Jeder an sich dem Andern gleich." *)

„So besinnt sich nur allmählich der Mensch und nicht vollkommen Alle! Wenn Einer die unwürdige Einzelheit des sinnlichen thierischen Lebens verschmähend das Bewußtsein der allgemeinen Menschheit gewinnt und vor der Pflicht sich niederwirft, vermag er nicht sogleich auch zu der höhern Eigenheit der Bildung und der Sittlichkeit emporzublicken, um die Natur, die durch die Freiheit ausgebildet mit ihr ganz eins geworden, zu schauen und zu verstehen. In unbestimmter Mitte schwebend erhalten sich die Meisten, und zeigen zwar wirklich alle Bestandtheile der Menschheit; aber wie das Gestein, dem Ruhe nicht ward noch Raum, zur eigenthümlichen Gestaltung sich zu krystallisiren, nur als rohe Masse erscheint, so alle die, welche den Gedanken der Eigenthümlichkeit des Einzelwesens nicht gefaßt. Mich hat er ergriffen. Nicht lange beruhigte mich das Gefühl der Freiheit allein; ich fragte: warum doch die Persönlichkeit und die Einheit des fließenden vergänglichen Bewußt-

---

*) Vgl. Göthe: „Der Mensch mag seine höhere Bestimmung auf Erden oder im Himmel, in der Gegenwart oder in der Zukunft suchen, so bleibt er deshalb doch innerlich einem ewigen Schwanken, von Außen einer immer störenden Einwirkung ausgesetzt, bis er ein- für allemal den Entschluß faßt, zu erklären: das Rechte sei das, was ihm gemäß ist."

seins in mir? Und es drängte mich ein höheres Sittliches zu suchen, dessen Bedeutung sie wäre. Mir wollte nicht genügen, daß die Menschheit nur da sein sollte als eine gleichförmige Masse, die zwar äußerlich zerstückelt erschiene, doch so daß Alles innerlich dasselbe sei. Es nahm mich Wunder, daß die besondere geistige Gestalt der Menschen ganz ohne innern Grund auf äußere Weise nur durch Reibung und Berührung sich sollte zur zusammengehaltenen Einheit der vorübergehenden Erscheinung bilden."

„So ist mir aufgegangen, was seitdem am meisten mich erhebt, so ist mir klar geworden, daß jeder Mensch auf eigne Art die Menschheit darstellen soll in eigner Mischung ihrer Elemente, damit auf jede Weise sie sich offenbare und Alles wirklich werde in der Fülle des Raumes und der Zeit, was irgend Verschiedenes aus ihrem Schooße hervorgehen kann. Mich hat vorzüglich dieser Gedanke emporgehoben und gesondert von dem Geringeren und Ungebildeten, das mich umgiebt; ich fühle mich durch ihn ein einzeln gewolltes, also auserlesenes Werk der Gottheit, das besonderer Gestalt und Bildung sich erfreuen soll, und die freie That, zu der dieser Gedanke gehört, hat versammelt und innig verbunden zu einem eigenthümlichen Dasein die Elemente der menschlichen Natur."

Mit diesem Zugeständniß des hohen Werthes der Individualität ist aber nicht im Entferntesten, wie man irrthümlich gemeint hat, dem schlechten Subjectivismus das Wort geredet, demzufolge aus dem Principe der Eigenthümlichkeit sich die baare Willkühr, jede individuelle Laune und Leiden-

schaft rechtfertigen ließe. In Schleiermachers Sinne hat die Berechtigung der Eigenthümlichkeit zu ihrer wesentlichen und unabweislichen Voraussetzung (wie aus der ersten Betrachtung hervorging) die Abstreifung der schlechten Besonderheit d. h. der unmittelbar gegebenen mit der Außenwelt tausendfach verwickelten Natürlichkeit, das Wissen des Menschen um sein wahres Wesen. Hier findet sich seine Weltanschauung durchaus conform der kritischen Philosophie, wenn diese, die schlechte Besonderheit der Einzelnen negirend von Allen verlangt, daß sie sich zur Allgemeinheit des Selbstbewußtseins erheben, ihr wahres Ich erfassen; aber gerade dann, wenn der Mensch sich selbstlos den allgemeinen Interessen hingiebt, hat er nach Schleiermachers Meinung zugleich damit die tiefste, individuelle Befriedigung. Auf der andern Seite wäre die sittliche Gemeinschaft der Menschen eine starre und todte, wenn die geistige Aufgabe des Lebens für Alle schlechthin identisch wäre, vielmehr ist ein Jeder zu etwas Bestimmten prädestinirt*). Und es ist nicht nöthig, um seine geistige Eigenthümlichkeit zur Geltung zu bringen, König, Staatsmann oder Feldherr zu sein, sondern in allen Regionen sittlicher Thätigkeit ist es möglich ohne egoistische Isolirung vom Allgemeinen die Energie seiner Individualität zu bethätigen. So sind das Individuelle und das allen Gemeinsame zwei Momente, die sich überall gegenseitig fordern und bedingen (die weitere Ausführung hat Schl. in dem spätern Entwurf der Sittenlehre gegeben) und ohne

*) Schaller: Vorlesungen über Schleiermacher. S. 98.

ihre Durchdringung ergiebt sich entweder die schlechte Besonderung ohne sittliche Berechtigung oder eine abstracte unlebendige Einerleiheit.

Zum Erfassen und Ausbilden der Individualität gehört aber ein Doppeltes, was Schleiermacher als Sinn und Liebe bezeichnet. Der Sinn für meine eigne und für fremde Eigenthümlichkeit fällt nothwendig zusammen. Denn nur durch Entgegensetzung wird das Einzelne erkannt. Und wie Niemand seine Muttersprache recht versteht, dem die Kenntniß fremder Sprachen fehlt, so kann Niemand sein eignes Selbst recht erfassen, der für die specifischen Besonderheiten der Andern kein Auge hat. In der Anerkennung und Achtung der fremden Eigenthümlichkeit liegt aber der Anfang der Liebe. „Ja, Liebe, du Anziehungskraft der geistigen Welt, kein eignes Leben und keine Bildung ist möglich ohne dich, ohne dich müßte Alles in gleichförmige rohe Masse zerfließen. Die freilich weiter nichts als solche zu sein begehren, bedürfen deiner nicht; ihnen genügt Gesetz und Pflicht, gleichmäßig Handeln und Gerechtigkeit. Ein unbrauchbares Kleinod wäre ihnen das heilige Gefühl. Uns aber bist du das Erste, wie das Letzte, keine Bildung ohne Liebe*), und ohne eigne Bildung keine Vollendung in der Liebe; eins, das andere ergänzend, wächst beides unzertrennlich fort. Vereint find' ich in mir die bei-

---

*) Was auch als Wahrheit oder Fabel
In tausend Büchern Dir erscheint,
Das Alles ist ein Thurm zu Babel,
Wenn es die Liebe nicht vereint.

Göthe.

den großen Bedingungen der Sittlichkeit. Ich habe Sinn und Liebe zu eigen mir gemacht, und immer weiter noch entwickeln beide sich zum sichern Zeugniß, daß frisch und gesund das Leben sei und daß noch fester die eigene Bildung werde."

„Wo ich Anlage merke zur Eigenthümlichkeit, weil Sinn und Liebe, die hohen Bürgen, da sind, da ist auch für mich ein Gegenstand der Liebe. Jedes eigne Wesen möcht' ich mit Liebe umfassen von der unbefangenen Jugend an, in der die Freiheit erst keimt, bis zur reifsten Vollendung der Menschheit; jedes, das ich so erblicke, begrüß' ich in mir mit der Liebe Gruß, wenn auch die That nur angedeutet bleibt, viel mehr nicht als ein flüchtiges Begegnen uns vergönnt wird. Wieweit der Mensch in der eignen Bildung fortgerückt, wie viel er Werke vollendet oder was er sonst gethan, ist mir kein Maßstab der Freundschaft. Sein eigenthümlich Sein und das Verhältniß desselben zur gesammten menschlichen Natur — das ist es, was ich suche: soviel ich jenes finde und dieses verstehe, soviel Liebe habe ich für ihn, allein beweisen kann ich freilich ihm nur soviel, als er auch mich versteht. Deshalb, ach, ist sie oft mir unbegriffen zurückgekehrt: des Herzens Sprache wurde nicht vernommen, gleich als wär' ich stumm geblieben, und jene meinten auch, ich wäre stumm."

Und welche Weltansicht gewinnen wir von diesem Principe der Eigenthümlichkeit aus? Mag immerhin den Zustand der gegenwärtigen Welt als einen vorzüglichen preisen, wer das wahre Ziel des Geistes nicht kennt. Nur den kann er befriedigen, der etwa in der Ueberwindung der

Materie durch den Geist, in dem immer erweiterten Verkehr der Menschen, in der größeren Sicherung und Ausschmückung des leiblichen Lebens alles Heil sieht. Daß aber die Menschen, die einander bedürfen, sich nahe gebracht werden, die Gemüther zu schöner Gemeinsamkeit und gegenseitiger Förderung des innern Lebens sich vermählten, davon ist in dieser traurigen Gegenwart nicht die Rede. „Zum irdischen Dienste ist wohl Einer dem Andern gewärtig; Einsicht und Welterfahrung mitzutheilen, gefühlvoll Schmerzen mitzuleiden und zu lindern ist das Höchste.“ Es will aber Keiner den Andern sich seiner ursprünglichen Natur gemäß entwickeln lassen, sondern ausgehend von der irrigen Voraussetzung der wesentlichen Identität und der absolut gleichen Bestimmung aller Menschen, sucht er am Freunde zu modeln, vermeintliche Auswüchse zu beschneiden und allerlei Fremdartiges ihm aufzudringen, bis kaum noch der Grundriß des eigenen Wesens kenntlich ist. So hilft die Gemeinschaft der Menschen, wie sie jetzt ist, den wahren Zweck nicht fördern, da sie nicht, wie sie sollte, die innere Eigenthümlichkeit des Einzelnen hebt, sondern unterdrückt und lähmt. „So bin ich der Denkart und dem Leben des jetzigen Geschlechts ein Fremdling, ein prophetischer Bürger einer spätern Welt, zu ihr durch lebendige Phantasie und starken Glauben hingezogen, ihr angehörig jede That und jeglicher Gedanke. Gleichgültig läßt mich was die Welt, die jetzige, thut oder leidet; tief unter mir scheint sie mir klein, und leichten Blickes übersieht das Auge die wenn gleich großen verworrenen Kreise ihrer Bahn. Aus allen Erschütterungen im Gebiete des Lebens und der Wissen-

schaft stets wieder auf denselben Punkt zurückkehrend und die nämliche Gestalt erhaltend zeigt sie deutlich ihre Beschränkung und ihres Bestrebens geringen Umfang. Was aus ihr selbst hervorgeht, das vermag sie nicht weiter zu fördern, das bewegt sie immer nur im alten Kreise, und ich kann dessen mich nicht erfreuen, es täuscht mich nicht mit leerer Erwartung jeder günstige Schein. Doch wo ich einen Funken des verborgenen Feuers sehe, das früh oder spät das Alte verzehren und die Welt erneuen wird, da fühl' ich mich in Lieb' und Hoffnung hingezogen, wie zu den geliebten Zeichen der fernen Heimath. Auch wo ich stehe, soll man in fremdem Licht die heiligen Flammen brennen sehen, den abergläubigen Knechten der Gegenwart eine schauerliche Mahnung, den Verständigen ein Zeugniß von dem Geiste, der da waltet. Es nahe sich in Liebe und Hoffnung Jeder, der wie ich der Zukunft angehört, und durch jegliche That und Rede eines Jeden schließe sich enger und erweitere sich das schöne freie Bündniß der Verschworenen für die bessere Zeit." —

Also an That und Rede sollen sich die innerlich verwandten Gemüther erkennen? Aber die That kann aus den verschiedensten Motiven entspringen und tausendfacher Deutung Raum geben, das Schlechte kann sich mit dem Schein des Besseren schmücken und Viele täuschen. Die Rede dagegen und noch ein Anderes, die Sitte, kann so ausgebildet werden, daß sie zum klaren Spiegel und sicheren Erkennungszeichen sinnverwandter Naturen werde. Das spricht Schleiermacher in jener Stelle der Monologen von wahrhaft klassischer Schönheit aus: „Es soll die Sitte der

innern Eigenthümlichkeit Gewand und Hülle sein, zart und bedeutungsvoll sich jeder edlen Gestalt anschmiegend und ihrer Glieder Maß verkündend jede Bewegung schön begleiten. Nur dies edle Kunstwerk mit Heiligkeit behandelt, nur es immer durchsichtiger und feiner gewebt, und immer dichter an sich es gezogen, so wird der künstliche Betrug sein Ende finden müssen, so wird es bald sich offenbaren, wenn unheilige gemeine Natur in edler hoher Gestalt erscheinen will. Der Kenner unterscheidet bei jeder Regung auch der verhüllten Glieder Wuchs und Kraft, vergeblich bildet trügerischen leeren Raum das magische Gewand, denn leicht entflattert es bei jedem raschen Schritte und zeigt das innere Mißverhältniß an. So soll und wird der Sitte Beständigkeit und Ebenmaß ein untrüglich Merkmal von des Geistes innerem Wesen und der geheime Gruß der Besseren werden. *Abbilden soll die Sprache des Geistes innerste Gedanken*; seine höchste Anschauung, seine geheimste Betrachtung des eignen Handelns soll sie wiedergeben, und ihre wunderbare Musik soll deuten den Werth, den er auf Jedes legt, die eigne Stufenleiter seiner Liebe. *Wohl können Andre die Zeichen, die wir dem Höchsten widmeten*, mißbrauchen und dem Heiligen, das sie andeuten sollen, ihre kleinlichen Gedanken unterschieben und ihre beschränkte Sinnesart, doch anders ist des Weltlings Tonart, als des Geweihten; anders als dem Weisen reihen sich dem *Knechte der Zeit* die Zeichen der Gedanken zu einer andern Melodie; etwas Anderes erhebt dieser zum Ursprünglichen und leitet davon ab, was ihm unbekannter und ferner liegt. Bilde nur Jeder seine

Sprache sich zum Eigenthum und zum kunstreichen Ganzen, daß Ableitung und Uebergang, Zusammenhang und Folge der Bauart seines Geistes genau entsprechen, und die Harmonie der Rede den Accent des Herzens, der Denkart Grundton wiedergebe. Dann giebt's in der gemeinen noch eine heilige und geheime Sprache, die der Ungeweihte nicht vermag zu deuten noch nachzuahmen, weil nur im Innern der Gesinnung der Schlüssel liegt zu ihren Charakteren; ein kurzer Gang nur aus dem Spiele der Gedanken, ein Paar Accorde nur aus seiner Rede werden ihn verrathen."

Von diesem Gesichtspunkt ergiebt sich eine durchaus befriedigende und tröstliche Aussicht in die Zukunft für alle diejenigen, welche das geistige Auge stets auf ihre wahre Natur und Bestimmung gerichtet halten und so schon jetzt das höhere, wahre, ewige Leben des Geistes führen. Wer dahin gekommen, daß jede äußere Gestalt des Lebens, jedes äußere Verhältniß nur soweit für ihn Werth hat, als es zu seinem innern Wachsthum neuen Stoff zuführt, und wessen ganzes Streben darauf gerichtet ist, das immer mehr zu werden, wozu er von der Gottheit angelegt ist, der kann sich in dem köstlichen Bewußtsein seiner unzerstörbaren geistigen Freiheit kühn allen Einwirkungen von Außen entgegenstellen. Denn die Welt der Stoffe, wie die Gemeinschaft andrer Geister muß ihm dienen, und was von äußeren Erfolgen, Berührungen und Verhältnissen dem Einzelnen in der gegebenen Wirklichkeit versagt ist, bildet innerlich die Phantasie ihm vor, diese Götterkraft, die allein den Geist über jede Beschränkung hinausträgt, und ohne welche des Menschen Kreis nur ängst-

lich enge sich schließt. „Wie Vieles berührt denn Jeden im kurzen Lauf des Lebens? Von wieviel Seiten müßte der Mensch nicht unbestimmt und ungebildet bleiben, wenn nur auf das Wenige, was ihn von Außen wirklich anstößt, sein inneres Handeln ginge? Die Phantasie ersetzt, was der Wirklichkeit gebricht; jedes Verhältniß, worin ich einen Andern erblicke, mache ich mir durch sie zum eigenen, es bewegt sich innerlich der Geist und gestaltet's seiner Natur gemäß und bildet, wie er handeln würde, mit sicherem Gefühle vor."

Und diese frohe Aussicht, alle Regionen der Wirklichkeit durchstreifen zu können und immer bereicherter in die Welt des Innern zurückzukehren, kann selbst durch Alter, Krankheit und Tod nicht wesentlich getrübt werden.

„Ein selbstgeschaffenes Uebel ist das Verschwinden des Muthes und der Kraft, ein leeres Vorurtheil ist das Alter, die schnöde Frucht von dem trüben Wahn, daß der Geist abhänge von dem Körper. Stumpfen sich die Sinne ab, werden schwächer die Bilder von den Bildern der Welt, so muß wohl auch stumpfer werden die Erinnerung und schwächer manches Wohlgefallen und manche Lust. Aber ist dies das Leben des Geistes? Welches Unglück wird es sein, wenn ich vergesse, was gestern geschah? Sind kleine Begebenheiten meine Welt? Oder vermag der wiederholte Schmerz, vermögen die mancherlei Leiden niederzudrücken den Geist, daß er unfähig wird zu seinem innersten eigensten Handeln?" Nichts von alle dem, sondern dem Bewußtsein der inneren Freiheit entspricht die ewige

Jugend, welche sich Schleiermacher selbst mit voller Sicherheit zuschreibt in den bekannten herrlichen Schlußworten der Monologen: „Dies habe ich ergriffen und lasse es nimmer, und so seh' ich lächelnd schwinden der Augen Licht und keimen das weiße Haar zwischen den blonden Locken. Nichts, was geschehen kann, mag mir das Herz beklemmen; frisch bleibt der Puls des inneren Lebens bis in den Tod."

---

Schleiermacher selbst bezeichnet es als einen glücklichen Genius, der ihn getrieben, das innerste Gesetz seines Lebens so darzustellen. Eine Freude dürfe es doch sein, wenn auch kein Verdienst. Denn der Mensch finde sich selbst durch sich selbst, alles Andre sei nur Anstoß, und dem glücklichen Momente hätte auch ein Anderer dienen können. Aber der Mensch freue sich mit Recht dessen, was er so wirke durch sein bloßes Dasein, eingreifend in die freie Entwickelung Anderer, gewissermaßen zum Ersatz dafür, daß das Meiste verloren gehe von dem, was er absichtlich wirken möchte durch Anstrengung seiner Kräfte.*) Selbst die Schwester Charlotte in Gnadenfrei war im Stande, sich den wesentlichen Gehalt der Monologen zu eigen zu machen und zu begreifen, daß wenn auch der Bruder für sein Denken und Sein eine ganz eigne Form und besondere Art habe, doch bei aller Verschiedenheit zwischen ihnen in dem auf das Innere und Höhere gerichteten Streben eine principielle Uebereinstimmung stattfinde.**) Dagegen fehlte es freilich

---

*) Briefw. I. S. 392. **) Ebendas. S. 310.

auch nicht an mancherlei Mißverständnissen, die nach Schleiermachers Urtheil meist daraus hervorgingen, daß man das Büchlein zu wenig mit der Phantasie und dem Herzen lese und nicht genugsam fähig sei, von dem, was sich auf die Idee eines Menschen bezieht, das, was von seiner vorübergehenden Erscheinung gilt, zu unterscheiden. Hier und da tauchte die spöttische Bemerkung auf, daß der Verfasser nur sich selbst ins Schöne sehe und lächerlicher als ein geistiger Narziß die verliebten Worte, mit denen er sein eignes Bildniß angeredet, noch weit und breit der Welt verkünde. Die Unhaltbarkeit dieses Vorwurfs liegt auf der Hand. „Wie ich mich in den Monologen dargestellt, schreibt Schleiermacher später seiner Braut,*) so bin ich wirklich d. h. es ist meine innerste Gesinnung, mein wahres Wesen, aber das Wesen kommt ja nie rein heraus in der Erscheinung, es ist immer getrübt in diesem armen Leben, und dies Getrübte steht nicht mit in den Monologen." Und wenn noch irgend ein Zweifel bliebe über die Tendenz dieser Schrift, dann wird er gewiß gehoben durch eine andere, wie mir scheint, ganz helle und deutliche Stelle im Briefwechsel:**) „Da sagen Sie, wenn ich so wäre, wie ich mich in den Monologen darstelle, so müßte ich ein außerordentlich vollkommener Mensch sein. Nun glaube ich, wenn Sie mich kennen, werden Sie mir Wahrheit zutrauen, und doch kann ich nicht leiden, daß Sie glauben, ich wäre ein außerordentlich vollkommener Mensch, weil ich es eben nicht bin, und ich muß also gegen den Zu-

---

*) Briefw. II. S. 138. **) Briefw. I. S. 415.

sammenhang Ihrer Folgerungen förmlich protestiren. Ich habe in den Monologen meine Ideen dargestellt, freilich nicht todte Gedanken, die man sich im Kopfe ausrechnet, daß es ungefähr so sein müsse, sondern Ideen, die wirklich in mir leben und in denen ich auch lebe. Aber diese Ideen sind mir freilich nicht als Feengeschenk eingebunden, sondern sie sind mir, wie dem Menschen alles Bessere kommt, erst später aufgegangen nach mancher Verirrung und Verkehrtheit, und ihre Darstellung in meinem Leben ist also immer nur fortschreitend im Streite mit den Einflüssen und Ueberresten des Früheren. Wenn demohnerachtet in den Monologen keine Spur von einem Streit mit mir selbst zu finden ist, so kommt das nur daher, weil ich eben darin resignirt bin, daß der Mensch nur fortschreitend werden kann. Deshalb nun hatte ich auch kein Interesse dabei, den Punkt, auf dem ich eben stehe, auseinander zu setzen. Da ist nun von Vollkommenheit noch gar nicht die Rede, und doch haben Sie sie gewiß nur in dieser Beziehung mir zugeschrieben."

Damit ist übrigens nicht geläugnet, daß ein stolzes Selbstgefühl in den Monologen athmet, doch verträgt sich ja wohl der rechte Stolz auch mit wahrer Demuth — das fühlten, die ihn näher kannten, auch ohne daß es in dem Schriftchen ausdrücklich gesagt war. Wer da weiß, daß Jeder ein eigenthümliches Gebilde der Gottheit ist, welches so nicht zum zweiten Male existirt, wird mit Unrecht eitler Selbstbespiegelung beschuldigt, wenn er seine spezifische Art möglichst rein darzustellen sucht, denn im letzten Grunde

rühmt er doch nur die göttliche Ursache seiner Individualität.*) Und so sind die Monologen, obschon sie ihrer ethischen Tendenz gemäß die freie Selbstbestimmung des Menschen hervorheben, doch mit den Reden über die Religion nahe verwandt, welche als das Princip alles religiösen Lebens die Hingabe an das Absolute im Gefühl erklären. Denn das Ausbilden der Individualität ist ja kein selbstsüchtiges Losreißen vom göttlichen Urgrunde, sondern dient in Wahrheit der Verherrlichung der Gottheit, deren Offenbarung der Mensch in seinem eignen Wesen anschaut und liebt.**)

---

## Schluß.

Mit der Lehrthätigkeit in Halle beginnen Schleiermachers Meisterjahre. Es ist ein langer Bildungsweg, den er gegangen. Um so bedeutender war aber auch das Resultat aller dieser Studien und Kämpfe, das wir nicht etwa bloß in dem größten wissenschaftlichen Werke seines Lebens, der

---

*) „Mit der Liebe war in Schleiermacher verbunden die Demuth. Tausend Erweisungen von Verehrung und alles Loben und Preisen der Menschen, bezeugt ihm einer seiner Amtsgenossen, hat ihn nicht stolz gemacht, sondern nur in tieferer Demuth gebeugt vor seinem Gott. An heiliger Stätte hat er es selbst tief bewegt ausgesprochen: „Wer soll erhöhet werden? Kein einzelner Mensch, kein einzelnes vergängliches irdisches Wesen als solches, sondern jeder Einzelne soll sich selbst erniedrigen und der Größte ist der, welcher am meisten dient."

**) Schaller a. a. O. 122.

christlichen Glaubenslehre (1821), sondern in der ganzen gereiften Persönlichkeit des Mannes zu erblicken haben. Denn das ist ja ohne Zweifel das Größte an ihm, das wahrhaft Seltene, daß er es zu einer reich entwickelten, eigenartigen Natur, zu einem gediegenen Charakter gebracht hat. Glänzende Geistesanlagen, Scharfsinn, Witz und Feinheit zeichnen viele deutsche Gelehrte aus, aber die Charaktere sind besonders in unserer Zeit selten. Und Schleiermacher war ein solcher im vollsten Sinne des Wortes schon damals, als er seine academische Laufbahn in Halle begann. Wohl hat die neue Thätigkeit als Universitätslehrer, dann die politischen Stürme, die bald darauf über Deutschland hereinbrachen und für eine Zeit lang seine ganze schöne Wirksamkeit lähmten, in denen er sich als energischen und freisinnigen Patrioten sowohl in den Zeiten der Erhebung als in der Periode der herrschenden Reaction bewies, *) wohl hat das häusliche Glück, welches er seit seiner Vermählung mit der früh verwittweten Henriette v. Willich (Mai 1809) in ganz ungewöhnlichem Maaße genoß und von dem der Briefwechsel mit seiner Braut und nachmaligen Frau die schönsten und rührendsten Beweise giebt, endlich seine tiefgreifende Wirksamkeit als Professor und Prediger in Berlin, durch die er Tausende aus allen Ständen für eine ernstere und bedeutendere Richtung des Lebens und Denkens gewann und seine vielseitige Theilnahme an den praktisch-kirchlichen Fragen der Zeit (Union, Agende, Liturgie) — wohl haben alle diese Momente sein inneres Leben außerordentlich ge-

---

*) Vgl. Beyschlag, Schl. als politischer Charakter. Berlin 1866.

fördert und bereichert, aber im Ganzen und Großen darf doch seine Bildungsgeschichte als abgeschlossen betrachtet werden mit dem Zeitpunkte, wo wir von unserm Helden scheiden. Die Keime zu Allem, was er geworden, liegen in der von uns geschilderten Zeit seines Lebens: in den Einwirkungen des elterlichen Hauses, in den Eindrücken der Brüdergemeinde, in den Anregungen der Romantik. Hierin dürften die wesentlichen Factoren zu suchen sein, welche seine durchaus ursprüngliche und tüchtige Naturanlage zu der geistigen Physiognomie gestaltet haben, als deren eigenthümliche Signatur die energische Zusammenfassung scheinbar disparater und vielleicht auch nie wieder so in einer Persönlichkeit vereinigter Gegensätze: einer eminenten zermalmenden Verstandesschärfe und tiefster innigster Hingebung bezeichnet werden muß. „Fromme hat es Viele gegeben, sagt Auberlen sehr richtig, auch wohl Frömmere, als er; Männer der Wissenschaft gab es außer ihm ebenfalls, vielleicht noch größere, als er, aber es gab Keinen, in welchem beide Factoren in so gewaltiger Weise vertreten gewesen wären, und auf diesem wunderbaren Zusammentreffen der wissenschaftlichen und der religiösen Originalität, des Dialektischen und des Mystischen, beruht seine eigenthümliche Bedeutung."

Von seiner Wirksamkeit auf Katheder und Kanzel, da er auf dem Höhepunkte seines Einflusses stand, und dem mächtigen Eindrucke, den eine so eigenartige Persönlichkeit auf alle empfänglichen Gemüther machte, sei es mir erlaubt zum Schlusse noch einige Zeugnisse beizubringen.

Woher kam es wohl, daß Schleiermacher die verschiedenartigsten Geister belebend anregte und in ihnen das Bewußtsein ihrer Eigenthümlichkeit hervorrief? Aus keiner anderen Ursache, als weil in ihm eine reiche, allseitig gebildete, völlig gereifte geistige Eigenthümlichkeit dem strebenden Jüngling entgegentrat. Das Gepräge derselben war Allem aufgedrückt, was er vortrug, in Hinsicht des Gehaltes sowohl als der Form. Der mächtige Zauber der eigenen Anschauung und der eigenen Behandlung in den edelsten Zweigen menschlichen Wissens spornte den Geist und trieb ihn zu Versuchen an, auf eben so freie Weise in die verschiedenen Gebiete des Wissens einzudringen.

In Schleiermacher schien die Wissenschaft ihren schulmäßigen Charakter abgelegt zu haben; man glaubte einen Nachklang jener schönen Zeit zu vernehmen, wo der Sohn des Sophroniskos und der göttliche Plato unter dem milden hellenischen Himmel lustwandelnd lehrten. Die hellenisirende Form des Denkens und die Mittheilung der Gedanken schien in die geistige Individualität des Germanen durch eine innere Nothwendigkeit seiner Natur aufgenommen und mit derselben völlig verschmolzen zu sein, so daß diese sich darin als in ihrem eigenen geistigen Elemente bewegte. Daher fühlte man sich durch Schleiermachers Vorträge keineswegs verleitet, seine Gedanken und Ausdrucksweise sclavisch zu wiederholen (wie so manche Schüler Hegels der Versuchung nicht entgangen sind, die Formeln ihres Meisters geistlos nachzusprechen), vielmehr mußte Jedem, der von dem leben-

digen Eindrucke des Schleiermacher'schen Geistes beherrscht war, jedes derartige Beginnen als ein wahrhaft unsittliches erscheinen. Ja, gestehen wir es nur offen, indem Schleiermacher so kühn sich seiner eigenthümlichen Auffassung der Dinge rühmte, befestigte er den wenn auch noch auf eine dunkele und verworrene Weise nach Selbstständigkeit strebenden Geist in seiner Richtung und wehrte ihm, sich einer fremden Eigenthümlichkeit hinzugeben.*)

In gleichem Sinne spricht sich in der vor den Studierenden Berlins gleich nach dem Hinscheiden des Freundes gehaltenen herrlichen Rede Heinrich Steffens aus: Der seltene, der ausgezeichnete Lehrer ist nie zu ersetzen. Keiner darf sich über ihn stellen, nur wenige zu allen Zeiten seltene neben ihn. Wie er den Gegenstand scharf auffaßte, in allen Beziehungen betrachtete, wie er den klaren Gang der Entwicklung verfolgte, nie den Faden verlor, was in einer Beziehung gewonnen war, mit Sicherheit hinlegte, dann eine andere Richtung mit gleicher Bestimmtheit, ja die vielfältigsten verfolgte — wie die Klarheit des Vortrags nie durch diese scheinbar verschlungenen Gänge der Betrachtungen getrübt wurde, wie er das in allen Richtungen Gewonnene aufzunehmen, zu verknüpfen, ja, wie er die Ahnung, daß das scheinbar in sich Geschlossene und Abgemachte auf eine höhere Vereinigung deute, immer lebendig zu erhalten wußte, daß der aufmerksame Zuhörer immer stärker ange-

---

*) Herzog in den Theol. Studien und Kritiken 1846. 3. Heft S. 778.

zogen, gefesselt, angeregt wurde, ist allen seinen vielen Zuhörern bekannt. Der Denkprozeß schien sein innerstes Geheimniß zu verrathen und trat, auch ohne selbst Gegenstand der Darstellung zu sein, als ein Lebendiges, Erzeugendes hervor, nicht als ein Ueberliefertes. So bildete er Denker, weil er selbst lebendig dachte, und in den dreißig Jahren, die jetzt verflossen sind, seit er zuerst den Lehrstuhl bestieg, waren seine Hörsäle fortdauernd gefüllt mit aufhorchenden, selbstständig angeregten Zuhörern. Aus allen Gegenden Deutschlands, aus fernen Ländern strömte ihm die beste Jugend zu, und seine Schüler zieren die Lehrstühle fast aller deutschen Universitäten und verbreiten seinen Ruf über Deutschlands Gränzen hinaus. Denn ihm war es vergönnt, in dieser langen Zeit aus dem lebendigsten Mittelpunkt deutscher Bildung, erst während zweier kurzen aber schönen Jahre in Halle, dann in Berlin thätig zu sein. Kein Lehrer hat in einer so langen Zeit eine innigere Anhänglichkeit seiner Schüler genossen und verdient, und Diejenigen, die jetzt seine Hörsäle füllten, als der Tod den Faden seiner Vorträge plötzlich zerriß, fühlen den tiefen unersetzlichen Verlust, und das unvollendete Fragment — es erhielt durch den lebendigen Vortrag seinen höchsten Werth, nie durch Schrift zu ersetzen — wird als ein unerfüllter innerer Wunsch, als ein Stachel in der Seele der besten Zuhörer die schmerzliche Wunde fortdauernd offen erhalten."

Endlich möge ein Hörer seiner berühmten Predigten in

der Berliner Dreifaltigkeitskirche über diese Seite seiner großartigen Wirksamkeit berichten: *)

„Wer in die persönliche Nähe des Mannes gerieth, und die Gewalt seiner Beredsamkeit über sich ergehen ließ, der wurde durch ihn auf wunderbare Art zum Christenthum bekehrt oder in ihm befestigt, und während die Wissenschaftlichen (die Hegelianer?) die Früchte seines Baumes als unzulänglich, falsch oder taub erklärten, stand die persönlich um ihn versammelte Gemeinde gewissermaßen im Blüthenduft seines Glaubenseifers, war erquickt und gelabt und fühlte die Wirkungen echt christlicher Erhebung und Begeisterung. So hatte sich trotz der Befehdung, die ihm von der protestantischen Theologie widerfuhr, um seine Person eine Gemeinde gebildet, die ihm unbedingt ergeben und von den Segnungen des christlichen Geistes, die seiner Rede entströmten, tief ergriffen blieb. Und in der That war der Zauber seiner Eloquenz von der seltensten Art. Dem Denkenden, der sich ihm nahte, entzündete er das Gefühl für das Göttliche im Christenthum, der Gläubige, der an seinen Lippen hing, ahnte in ihm den sichersten Zusammenhang seiner prüfenden Gedanken, der Person des Mannes und der geistigen Gewalt seines Ich vertrauend, selbst wo in der Rede des Meisters der letzte Hinweis auf die Sicherheit des überlieferten Glaubens fehlte. Schleiermachers Rednerkraft war von der Seele des Christenthums belebt, eine wirklich biblische Zunge, keineswegs bloß eine Weisheit Sokratischer Doctrin.

---

*) Gustav Kühne a. a. O. S. 12.

Es war ein Hauch unsterblichen Lebens, der ihn mitten im Strome seiner klügelnden Verstandessprache überraschte, eine Weisheit Gottes, die ihn mit dem Nimbus einer nahenden Verklärung überglänzte. War es dann Wehmuth, in die er ausbrach, so war diese Wehmuth keine Schwäche, keine Hinfälligkeit des Gefühls, denn sie war beredt, wie mit Engelszungen beflügelt. Ein Rausch des Entzückens erfaßte ihn, wenn er vom Zauber des Kreuzes sprach und die kleine weiße Hand über den greisen Kopf schwang, mit drohendem Finger, der zitternd gen Himmel wies, aber zugleich wie ein kriegerisches Signal aller Satzung, allem Herkommen, das der Buchstabe bringt, eine ewige Fehde ankündigte. In seiner Stimme, die schon immer hell und durchdringend war, lag ein schmetternder Ton, wenn er sein Veto ausrief über alle Gesetze der Welt, wenn sie von Außen kamen oder die Ueberlieferung sie brachte. Der sinnende, still berechnende Blick seines klugen Auges leuchtete dann wie ein zündender Blitz; in seine mäßige Action, die sonst nicht aufzukommen vermochte im Wellenschlag der Rede, ging die Bewegung seines Innern über, und die kleine, wundersame Gestalt des Mannes schien aus sich selber herauszuwachsen, wenn er sich über den Rand der Kanzel bog, um einem Jeden an's Herz zu klopfen und auch im felsenfesten Unglauben die Quelle des Lebens zu entriegeln."

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.